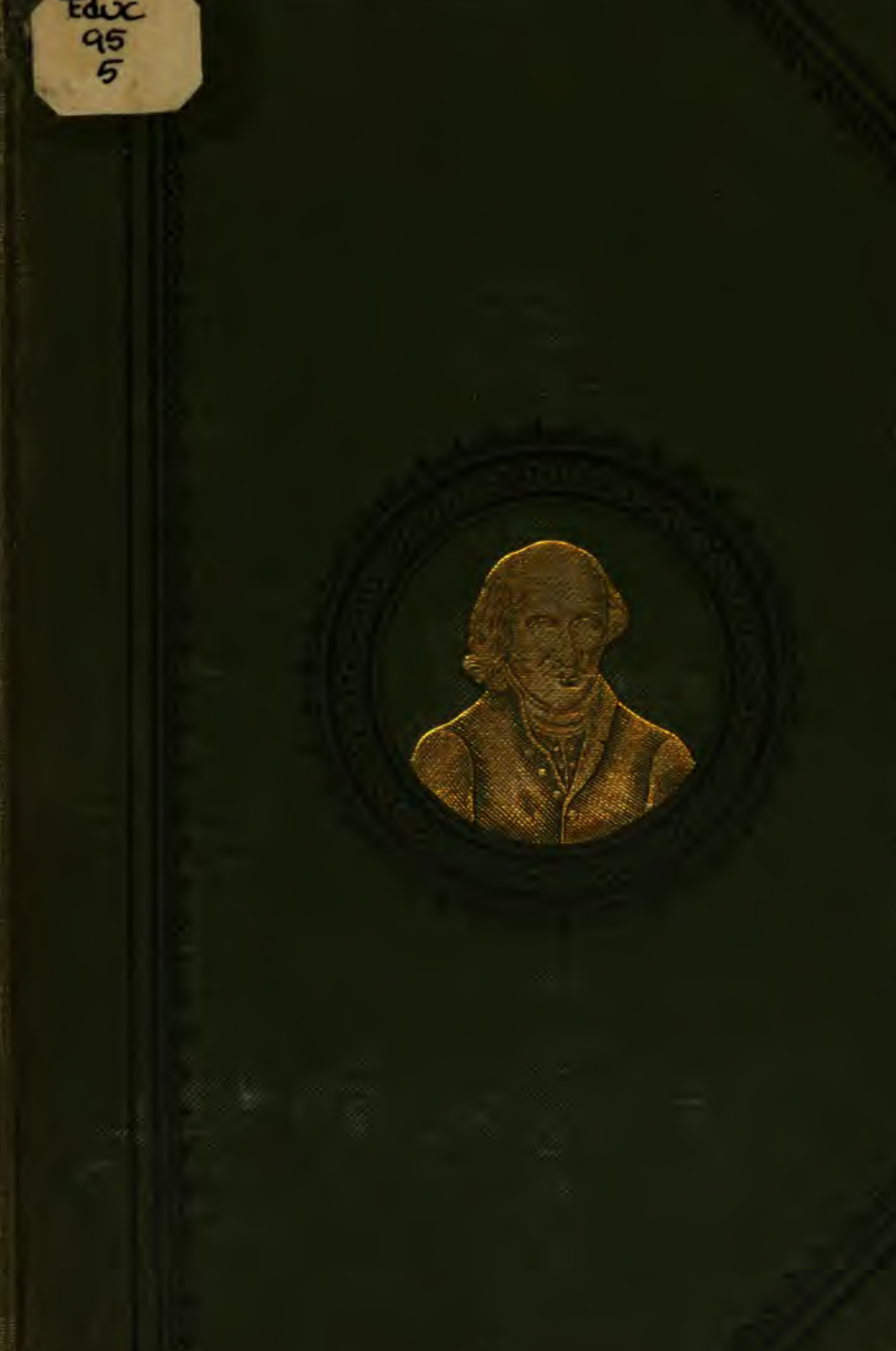
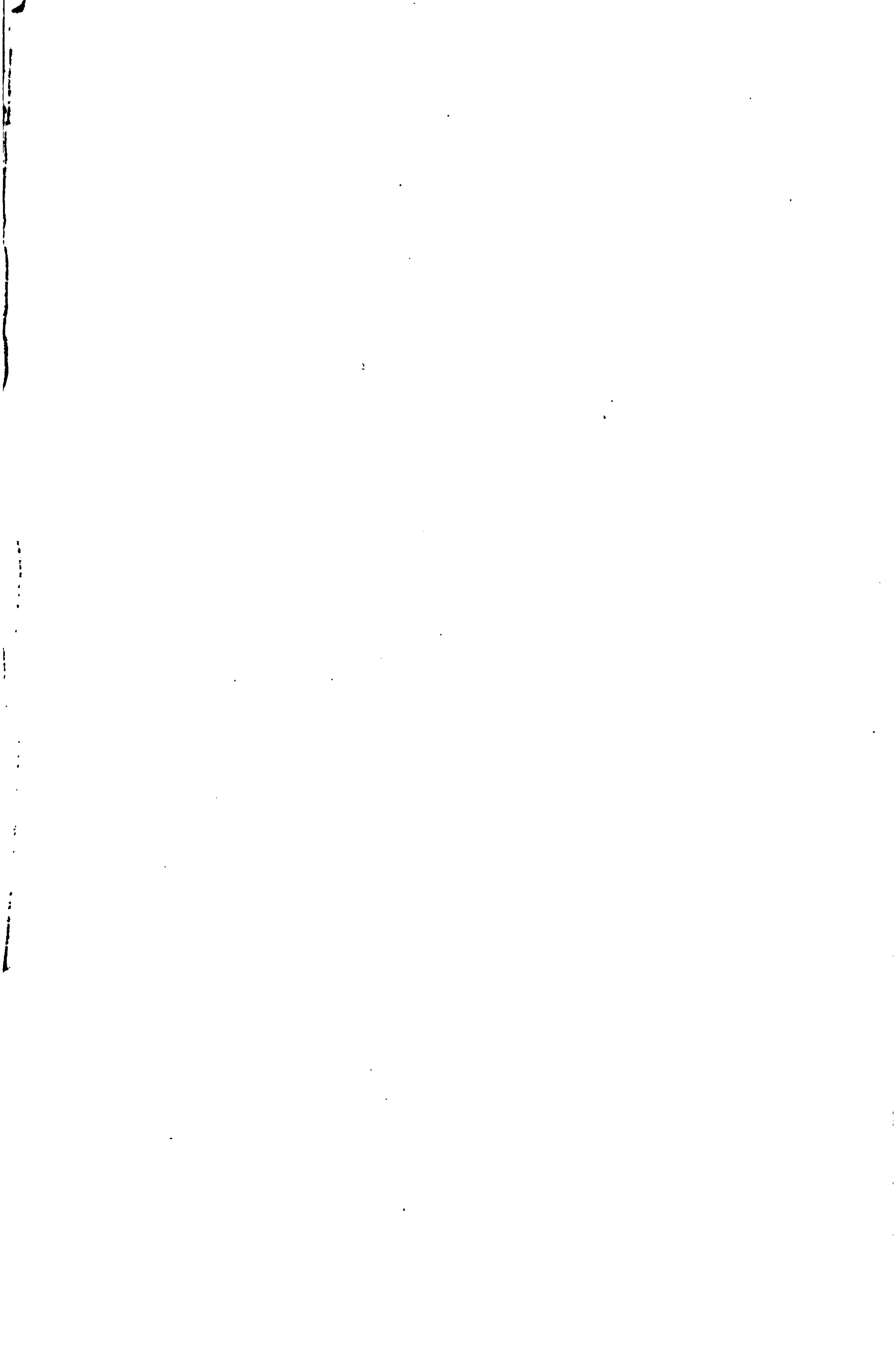



Educ
95
5


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS





Sammlung

der

bedeutendsten pädagogischen Schriften

aus alter und neuer Zeit.

Mit Biographieen, Erläuterungen und erklärenden Anmerkungen

herausgegeben

von

Dr. J. Gansen,
Regierungs- u. Schul-Rat in Aachen.

Dr. A. Keller,
Stadtpfarrer u. Geistl. Rat zu Wiesbaden.

Dr. Bernh. Schulz,
Geh. Regierungs- u. Schul-Rat in Münster.

15. Band:

Rudolf Agricola, sein Leben und seine Schriften.

Von

Dr. Georg Ihm.

Paderborn.

Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.

1893.

Zweigniederlassungen in Münster, Osnabrück u. Mainz.

Der Humanist

Rudolf Agricola,

sein Leben und seine Schriften.

Von

Dr. Georg Jhm.

Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1893.
Zweigniederlassungen in Münster, Osnabrück u. Mainz.

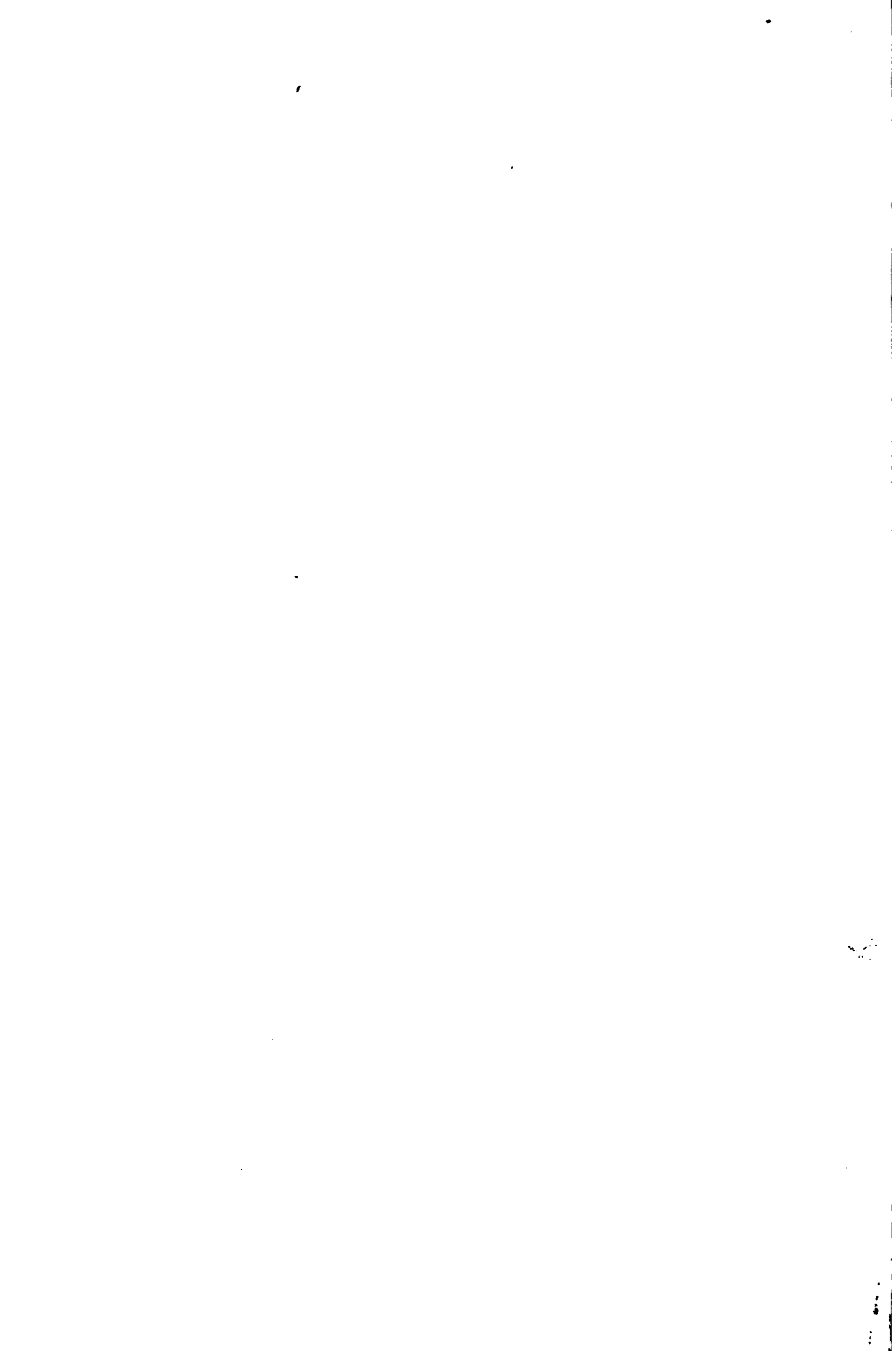
Vorwort.

Wenn ich diese Blätter der Öffentlichkeit übergebe, habe ich die Absicht, den schwer zugänglichen Schriften des Agricola einen größeren Leserkreis zu gewinnen und so das Verständnis für diese eigenartige Erscheinung im Geistesleben unseres Volkes zu fördern. Da es nun eine anerkannte Thatsache ist, daß Agricola nicht nur durch Unterweisung und schriftstellerische Thätigkeit, sondern auch durch seine ganze Persönlichkeit und das Liebenswürdige seines Wesens den humanistischen Bestrebungen Freunde verschafft hat, mußte es mein Bestreben sein, auch aus den Schriften, die nicht unmittelbar pädagogisch genannt werden können, alles das zusammenzustellen, was Agricola und das wissenschaftliche Leben dieser hochinteressanten Zeit zu charakterisieren geeignet erschien. Dieser Umstand und der Wunsch, den hervorragenden Mann eines in hohem Grade eigenartigen Zeitalters möglichst frei von subjektiven Zuthaten zur Geltung zu bringen, haben meiner Darstellung naturgemäß etwas Mosaikartiges gegeben.

Allen, die meine Arbeit durch ihr freundliches Interesse gefördert haben, spreche ich meinen herzlichsten Dank aus.

G. Ihm.

Mainz, im Dezember 1892.

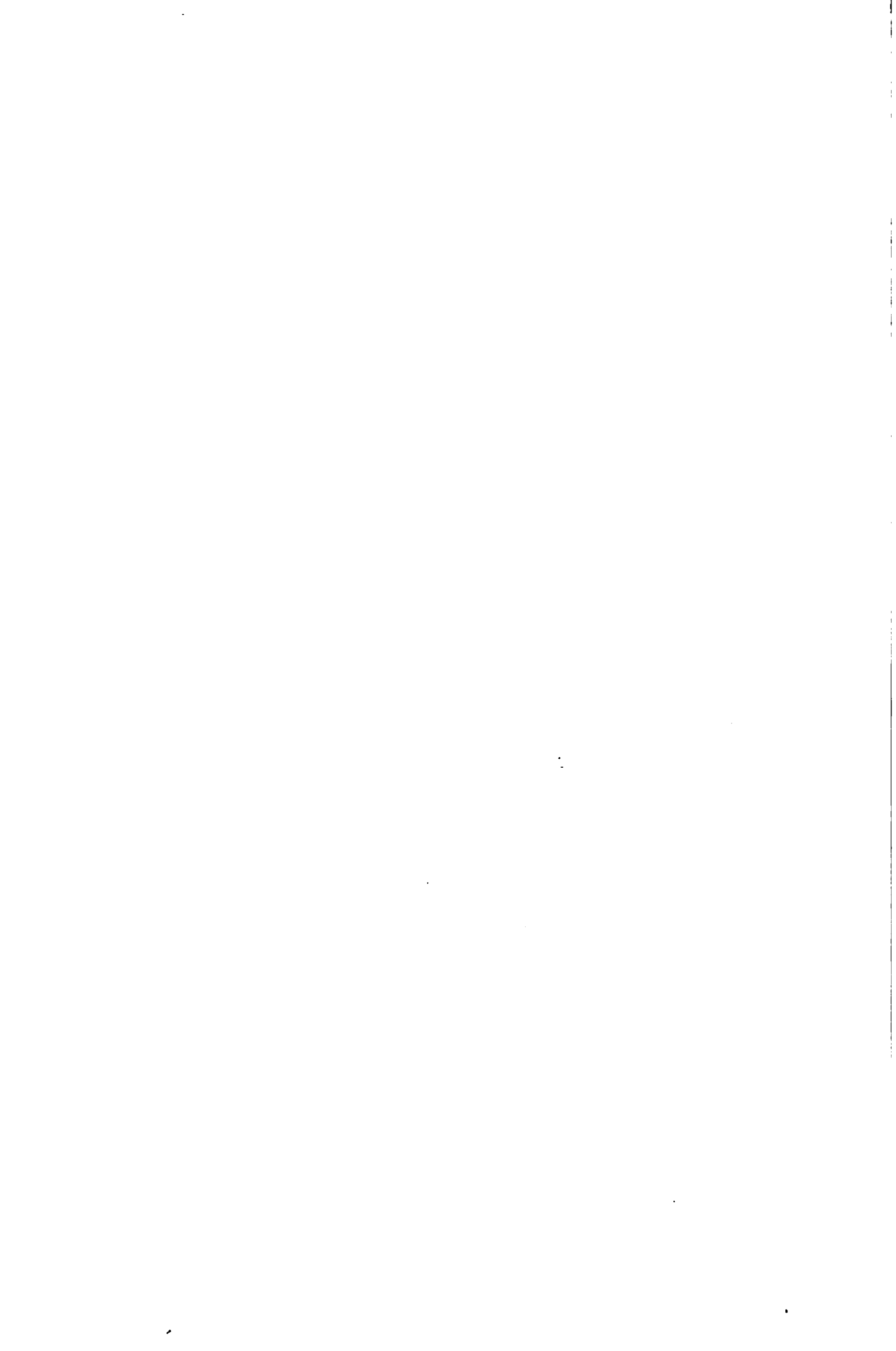


Inhalt.

Corrigenda: S. 7. Z. 13 „ein“ statt „an“. S. 9. Z. 15 v. u. ist das lateinische cithara durch „Laute“ wiederzugeben. S. 16. Das Citat „Hartfelder 14“ gehört zu Z. 5 v. unten.

Rudolf Agricola,

sein Leben und seine Schriften.



Rudolf Agricola,

sein Leben und seine Schriften.

Während des Mittelalters war zu keiner Zeit die Berührung mit der klassischen Litteratur der Alten völlig unterbrochen. Wenn wir daher von einer Wiederbelebung, einer Renaissance, des klassischen Altertums vom 14. Jahrhundert ab reden, müssen wir feststellen, wodurch sich die damalige Beschäftigung mit der Hinterlassenschaft der Alten von der früheren unterschied. Die Ergebnisse der philosophischen Forschung der Griechen hatten teils durch Vermittelung der klassischen lateinischen Litteratur, teils durch die Kirchenväter im weiteren Sinne, teils durch andere Übersetzungen Eingang in die philosophisch-theologische Wissenschaft des Abendlandes gefunden und lebten in diesem Litteraturzweig fort. Die lateinische Sprache war die Sprache der Kirche, der Gelehrten und der Politiker. Aber gerade durch diese vielseitige Verwendung hatte sie die Vorzüge, die sie in den Denkmälern der klassischen Periode der römischen Litteratur aufweist, verloren. Der Wortschatz der lateinischen Sprache reichte für den neuen Anschauungskreis nicht aus. Diesem Übelstande suchte man durch Neubildungen abzuhelfen, diese aber widersprachen vielfach dem Geiste der lateinischen Sprache. Ferner hatten die verschiedenen Länder, in denen lateinisch gesprochen und geschrieben wurde, einen großen Einfluß auf das Latein ausgeübt, es waren z. B. zahlreiche Germanismen und Gallicismen, kurz Barbarismen aller Art eingedrungen. Mit dem Wachsen der mittelalterlichen lateinischen Litteratur hielt die Abnahme des Interesses für die Denkmäler der klassischen Periode gleichen Schritt, wenn sich auch ein Dichter wie Vergil stets der Sympathie der litterarischen Kreise erfreute.

Im Gegensatze zu diesem Zustande bemerken wir im 14. Jahrhundert in Italien ein gesteigertes Interesse für die Meisterwerke der römischen Litteratur. Besonders Franz Petrarca suchte teils durch persönlichen und brieflichen Verkehr,

teils durch Nachforschung nach lateinischen Manuskripten diese Bewegung zu fördern. Hiermit ging das Streben nach einer gereinigten Latinität und das Bemühen, im Gegensatz zur Formenlosigkeit der damaligen litterarischen Produktion den eigenen schriftstellerischen Leistungen durch das Studium der klassischen Vorbilder eine gewisse Formenschönheit zu verleihen, Hand in Hand.

Zu den lateinischen Studien trat im Anschluß an die Unionsverhandlungen zwischen Rom und der griechischen Kirche die Beschäftigung mit dem Griechischen. Diese nahm einen besonderen Aufschwung, als sich nach dem Fall von Konstantinopel zahlreiche Griechen in Italien niederließen und mannigfache litterarische Schätze in ihre neue Heimat brachten.

Somit war zunächst Italien der Sitz der Wiederbelebung des klassischen Altertums, und es spielen besonders Florenz unter den Mediceern, Rom und Ferrara eine hervorragende Rolle in der Geschichte dieser Bewegung.

An den italienischen Humanismus knüpft der deutsche an. Strebsame Jünglinge machten in Italien ihre Studien und suchten dann im engeren Vaterlande Schule zu machen. Während aber in Italien besonders die Höfe der Fürsten den Mittelpunkt der humanistischen Bestrebungen bilden, übernehmen in Deutschland die Hochschulen die Führerschaft. Hier wie dort förderte die Erfindung der Buchdruckerkunst den Humanismus.

Obwohl das Interesse der Humanisten ursprünglich auf die Form gerichtet war, so übte doch naturgemäß bei der Beschäftigung mit der alten Litteratur auch der Inhalt der Werke seinen bildenden Einfluß aus. Allerdings ließen die Humanisten mitunter die antike Weltanschauung so sehr auf sich einwirken, daß sie der christlichen entfremdet wurden und zu kirchlicher Lehre und kirchlichem Leben in ein gleichgiltiges oder gegensätzliches Verhältnis gerieten.

Rudolfus Husmann — dies ist der ursprüngliche Name Agricolas — wurde im Jahre 1443[1] in einem kleinen Orte bei Groningen geboren. Seine Eltern lebten in bescheidenen Verhältnissen. In Groningen erhielt Agricola seine erste Ausbildung in der Grammatik. Dann widmete er sich in Erfurt der Dialektik und Rhetorik und erwarb dort das Baccalaureat.[2] Von da wandte er sich nach Löwen und studierte dort Mathematik und Philosophie. Hierbei bildete er sich, wie uns Melanchthon[3] mitteilt, die Ansicht, daß für ein gedeihliches Studium der Philosophie die Kenntnis der griechischen Litteratur erforderlich sei. Derselbe Gewährsmann erzählt, Agricola habe, sei es um die Trinkgelage seiner Landsleute zu meiden, sei es angezogen von französischer Eleganz, in Löwen besonders den Umgang mit Franzosen gesucht und auch Französisch gelernt. Wahrscheinlich war der letzte Zweck hauptsächlich bestimmend für die Wahl seines Verkehrs. Im 16. Lebensjahre erlangte er dort die Magisterwürde. Darauf machte er in Köln[4] theologische Studien, für die er sein ganzes Leben reges Interesse behielt. Im Alter von 23 Jahren begab er sich nach Pavia, um dem Wunsche seiner Angehörigen gemäß Rechtswissenschaft zu studieren. Da aber dieses Studium seinen Neigungen wenig entsprach,[5] wandte er sich hauptsächlich der Litteratur zu und erwarb sich durch gründliche Beschäftigung mit Cicero und Quintilian eine große Meisterschaft in der Beredsamkeit. Agricola beschränkte sich jedoch keineswegs auf die genannten Autoren, sondern suchte die römische Litteratur möglichst nach

---

[1] Fr. v. Bezold, Rudolf Agricola. München 1884 S. 7. [2] Morneweg, Dalberg S. 30. Serapeum X S. 101. [3] Corpus Ref. XI 438—446. S. d. erklärenden Anm. [4] Morneweg, Dalberg S. 30. Serap. X S. 101. [5] Dafür sprechen noch manche Stellen seiner Schriften, besonders in seiner Biographie Petrarcas.

allen Seiten hin zu durchforschen. In Pavia lernte er auch den jungen Johann von Dalberg, den späteren Bischof von Worms, kennen, mit dem er bald eng befreundet wurde. Aus der Zeit des Aufenthaltes in Pavia ist uns ein Brief vom 18. Juli 1469 an Albert Goyer[1] erhalten, der sich nur in den herkömmlichen Wendungen bewegt und keinerlei individuelle Züge aufweist. Ein weiterer Brief ist an Johann Vredewolt[2] gerichtet und „tief in der Nacht in Eile" geschrieben. Agricola freut sich darüber, daß der Adressat nach Pavia kommen und den Winter daselbst zubringen will. „Scheint es Dir nicht herrlich," ruft er aus, „Italien, die ehemalige Beherrscherin der Völker, zu sehen, die Heimat so trefflicher, so ausgezeichneter und ernster Männer?" Der Brief schließt mit Angaben über die Kosten des Lebensunterhaltes und der insignia doctoratus.

Als Dalberg in Pavia im Juli 1474 Rektor der Universität wurde, hielt Agricola die Rede[3] auf ihn. In ihr rühmte er die Familie Dalbergs und seine persönlichen Vorzüge, die geistigen sowohl wie die körperlichen.[4] — Eine ähnliche Rede hatte Agricola das Jahr zuvor auf den Rektor Paul v. Bänst gehalten.[5] Sie verbreitet sich ebenfalls zunächst ausführlich über die Familie des Gefeierten und dann über seine eigene Persönlichkeit. Allerdings hält sie sich mehr in dem Rahmen des Herkömmlichen wie die dem intimen Freunde gewidmete Rede.

Wegen seiner Gelehrsamkeit und wegen seiner übrigen persönlichen Vorzüge wurde Agricola die Erziehung der beiden Brüder Johann und Friedrich von Öttingen übertragen.[6]

In die Zeit des Aufenthaltes in Pavia fällt ferner eine dem Antonius Scrofineus gewidmete Übersetzung des Berichtes des Arnold v. Lalaing über die Zusammenkunft des Kaisers

---

[1] Hartfelder, Unedierte Briefe von Rudolf Agricola. Karlsruhe 1886. (Festschrift der bad. Gymnasien) Nr. 1. [2] Hartfelder Nr. 2.
[3] Stuttg. Hdschrift Bl. 328a—334a. [4] „mir scheinen auch sein Antlitz, die Schönheit und Kraft seines Wuchses, wenn ich auch wohl weiß, daß diese Dinge an und für sich geringe Bedeutung für den wahren Ruhm haben, ein gutes Zeugnis für seinen Charakter abzulegen . . . . . seht diese frische Kraft, durch keinerlei Genüsse geschwächt, die schöne, edele und schlanke Gestalt, die majestätische Haltung und die männlich schönen, echt germanischen Gesichtszüge!"
[5] Stuttg. Hdschr. 323a—328a. [6] Serapeum X S. 102.

Friedrich III. mit Karl dem Kühnen von Burgund. Es ist das eine freie Übersetzung aus dem Französischen, bei deren Gestaltung Agricola teils ästhetische, teils stoffliche Rücksichten leiteten, denn er nahm nach seiner eigenen Angabe Kürzungen, Erweiterungen und Änderungen der Reihenfolge vor.

Dem nämlichen Antonius Scrofineus ist eine Biographie Petrarcas gewidmet.[1] Petrarca mußte mit seiner ausgeprägten Persönlichkeit und seiner Bedeutung für die Wiederbelebung des klassischen Altertums ein anziehender Stoff für Agricola sein, zumal beide viele Eigenschaften mit einander gemein hatten. In die Darstellung der Lebensverhältnisse Petrarcas fügt Agricola verschiedene Exkurse von allgemeiner Bedeutung an. Er redet im Anschluß an die Liebe Petrarcas zu Laura von den Leidenschaften und von ominösen Zahlen, mit Bezug auf sein Wanderleben von der Bedeutung des Reisens für die Erweiterung des Gesichtskreises und die Befriedigung des Verlangens der menschlichen Natur nach Abwechselung. Er redet von der Epilepsie, da Petrarca von dieser Krankheit heimgesucht war. Mit besonderem Anteil redet er von der Zurückgezogenheit Petrarcas im hohen Alter. Man gewinnt den Eindruck, Agricola habe sich ein ähnliches Alter gewünscht. Bei der Charakteristik Petrarcas sehen wir deutlich, wie Agricola die ganze Persönlichkeit des Menschen gleichsam als ein Kunstwerk betrachtet. Er geht von der Besprechung des Äußeren[2] aus, wenn er auch weiß, daß viele der Meinung sind, daß man beim Körper nur die Gesundheit, nicht die Schönheit ins Auge fassen solle. Er nimmt hierin einen abweichenden Standpunkt ein. Ihn berührt die Güte, die mit Anmut und Schönheit verbunden ist, besonders ange-

---

[1] Nach der Stuttg. Hdschr. (284a—297a) ist diese Biographie 1477 zu Pavia geschrieben. Da aber Agricola anerkanntermaßen in diesem Jahre schon in Ferrara war, die Schrift aber auch nach der Biographie Plenningens in Pavia verfaßt ist, muß die Jahreszahl wohl auf einem Irrtum beruhen.

[2] „Petrarca hatte eine hohe Gestalt. Seine Glieder waren nicht robust und kräftig wie bei einem Soldaten, sondern zart, aber durchaus tadellos. Kurz, sein Äußeres bekundete seine geistige Regsamkeit. Er zeichnete sich daher mehr durch seine außerordentliche Gewandtheit als durch seine Kraft aus. Seine Gesichtszüge waren edel, seine Unterhaltung lebhaft, sein Wesen freundlich."

nehm, auch erscheint ihm oft das Äußere als ein Abbild des Inneren. Auch bei der Besprechung der geistigen Eigenschaften zeigt sich der ästhetische Sinn und das wahrhaft künstlerische Gefühl des Verfassers für die Harmonie auf dem ethischen Gebiet. Als echter Lobredner hat er für die sittlichen Mängel Petrarcas einen sehr milden Maßstab, obwohl ihm selbst ein tadelloser Lebenswandel nachgerühmt wurde. Charakteristisch sind hierbei seine Entschuldigungsgründe, die zum Teil aus dem psychologisch-physiologischen Gebiete entlehnt sind und seinen Blick für die individuelle Anlage des Einzelnen bekunden.

Das Verlangen, Griechisch zu lernen, führte Agricola nach Ferrara. Dort lebte er 6 bis 7 Jahre an dem Hofe des Herkules von Este. Die Mittel zur Bestreitung seines Lebensunterhaltes und zur Anschaffung griechischer Bücher erwarb er sich durch sein Mitwirken in der herzoglichen Kapelle, denn niederländische Musiker waren am Hofe in Ferrara sehr beliebt.[1] Dalberg war inzwischen nach Deutschland zurückgekehrt. Als Agricola von seinem Plane, abermals nach Italien zu kommen, Kenntnis erhalten hatte, suchte er ihn in einem am Tag vor Weihnachten 1476 geschriebenen Briefe[2] zu bestimmen, seinen Aufenthalt in Ferrara zu nehmen. In lebhaften Farben schildert er dem Freunde die Annehmlichkeiten und die Vorzüge von Ferrara. Den beiden Plenningen, die ebenfalls dem Freundeskreise von Pavia angehört hatten, gefalle der Aufenthalt im höchsten Maße, Ferrara sei so prächtig und so schön, daß es seines gleichen suche. Die Wissenschaft blühe zwar nicht so wie in Pavia, aber besonders den humanistischen Studien verleihe offenbar der milde, heitere Himmel Gedeihen, kurz, Ferrara sei der Sitz der Musen und der Göttin der Anmut.

Großer Beifall und lebhafte Bewunderung wurde Agricola infolge einer in Gegenwart des Herzogs gehaltenen Rede über die Philosophie zu teil. Von den Briefen fallen außer dem oben erwähnten an Dalberg gerichteten noch 6 in die Zeit seines Aufenthaltes in Ferrara. Der eine[3] vom 10. Januar 1476 ist an Dietrich von Plenningen gerichtet und verleiht dem Verlangen und der Sehnsucht des Verfassers nach dem Zusammensein und dem Gedankenaustausch mit seinem Freunde

---

[1] Bezold S. 19. [2] Morneweg S. 44, 45. [3] Hartfelder 3.

Ausdruck. Der zweite [1] ebenfalls an Dietrich von Plenningen gerichtete Brief ist vom 20. Januar 1476 datiert und bekundet nicht minder das innige Verhältnis Agricolas zum Adressaten. Aus dem Brief scheint hervorzugehen, daß der Tag des heil. Sebastianus (d. 20. Jan.) eine Bedeutung für den Freundeskreis hatte, denn es heißt: „Ich wünsche bei Dir zu sein, denn es ist der Tag, der für mich — so wollen es die Götter — immer etwas Schmerzliches haben wird, den ich aber immer in Ehren halten werde, der Tag des heil. Sebastianus. Denn wie sollte mir der Tag, der in mir die Erinnerung an die schöne und angenehme Vergangenheit wach ruft, nicht öde und trübe vorkommen, wenn ich Einst und Jetzt vergleiche?" Am 19. Juli desselben Jahres schreibt Agricola an Johannes von Plenningen [2] und stellt Erwägungen über Wohnungsverhältnisse an, für den Fall, daß die Brüder Plenningen nach Ferrara überzusiedeln beabsichtigen. Mit dem Wunsch, daß die beiden Brüder dies thun möchten, beschäftigt sich noch ein Schreiben [3] vom 5. August 76 an den nämlichen Adressaten.

Am 4. April 1476 beklagt sich Agricola in einem an Dietrich von Plenningen gerichteten Briefe [4] darüber, daß ihm der Adressat durch seinen (des Agricola) Bruder nur eine treffliche Zither, aber keinen Brief geschickt habe. Da sei er ein ganz anderer Mann, er habe es selbst an Fastnacht, wo er so viele Abhaltung gehabt habe, nicht über sich gebracht, eine günstige Gelegenheit, einen Brief zu schicken, vorübergehen zu lassen. In dem am 5. Dezbr. 1476 an den nämlichen Adressaten gerichteten Briefe [5] verleiht Agricola der Sehnsucht nach Pavia und den dortigen Verhältnissen in wehmütigsten Tönen Ausdruck. „Ich glaube mit dieser Stadt alles, was mir das Leben wert und angenehm gemacht hat, verloren zu haben. Der Himmel lächelt mir nicht mehr so heiter, die Luft, die ich atme, wehet nicht mehr so angenehm, ich meine sogar weniger zu leben wie zuvor. Alles ist mir genommen und ich bin allem entzogen. Abgesehen von allem habe ich aber auch mich selbst verloren. Ich vermisse den trauten Verkehr mit vielen Freunden, besonders aber mit Dir. Schuld an meiner Stim-

[1] Hartfelder 4. [2] Hartfelder 6. [3] Hartfelder 9. [4] Hartfelder 5. [5] Hartfelder 7.

mung ist auch ein Dir bekanntes Antlitz, das Urbild der Maßhaltigkeit, der Biederkeit und der Tugend. Sein Ebenbild werde ich wohl lange zu sehen wünschen und vielleicht niemals erblicken. Du kennst ja meine Thorheit; je größer sie ist, desto mehr passiert es mir, daß ich mir gerade dann, wenn ich am thörichtsten bin, am klügsten zu sein scheine." Wie sehr sich das Urteil über Ferrara durch die Anwesenheit der beiden Plenningen geändert hat, haben wir oben aus dem Brief an Dalberg ersehen.

In einem weiteren Schreiben [1] unterrichtet Agricola den Adressaten Walter (Woudensis) über seine Lebensweise in Ferrara. Nach der Angabe Johann von Plenningens [2] übersetzte Agricola in Ferrara den Axiochus des Plato [3] und widmete ihn dem Humanisten Rudolf Langen, für seinen Bruder Johannes die von Isokrates an Demonicus gerichteten Ermahnungen,[4] ferner die Proexercitamenta [5] des Aphthonius und des Priscian von Cäsarea, den Gallus [6] des Lucian (Theodor von Plenningen gewidmet) und das Gedicht auf den heil. Jodocus.[7]

Melanchthon, welcher sich bei seinen Angaben auf die Aussagen von Männern stützt, die in Heidelberg mit Agricola persönlich bekannt gewesen waren, bietet uns auch für den Aufenthalt in Ferrara einige Mitteilungen. Er sagt,[8] Agricola habe daselbst mit Theodor Gaza, „der durch seine Bildung und Rednergabe den Vorzug vor allen Griechen verdiente, die damals in Italien waren," mit Guarino, mit den Dichtern Strozzi und mit hervorragenden Mathematikern Verkehr gehabt. „Gewiß," sagt er, „war es für einen Deutschen ein großer Ruhm, daß er nicht nur durch den gelehrten Inhalt und die schöne Ausdrucksweise, sondern auch durch den anmutvollen Vortrag die Italiener, die gerade in diesem Punkte sehr peinlich und empfindlich urteilen, zufrieden stellte." Erasmus von Rotterdam habe aus Angst, der Vortrag eines Deutschen werde von den Italienern verspottet werden, sich gescheut in Italien als Redner aufzutreten, und oft das Naturell des Agricola gerühmt, dem es möglich war, beim Vortrag die italienische Anmut nachzuahmen, ohne dabei in eine lächerliche Geziertheit

---

[1] Hartfelder 8. [2] Serapeum X S. 102. [3] Lucubr. S. 258. [4] Lucubr. S. 229. [5] Lucubr. S. 4. [6] Lucubr. S. 275. [7] Lucubr. S. 310. [8] S. d. erkl. Anm.

zu verfallen. Melanchthon ist wohl mit recht der Meinung, daß ihm seine musikalische Veranlagung hierbei sehr förderlich gewesen sei. Auch den ganzen Quintilian schrieb Agricola in Ferrara ab, „zweifelsohne," sagt Melanchthon, „nahm er auch Kenntnis von Aristoteles und Theophrast, die Gaza übersetzt hat. Bei dem Studium ihrer (naturwissenschaftlichen) Werke zog er auch den Plinius herbei, um Untersuchungen über die Herkunft der von Gaza bei der Übersetzung verwerteten lateinischen Namen anzustellen; vielleicht auch, weil er in jenem Lande leichter die erwähnten Pflanzen ausfindig machen konnte."

Vor der Abreise in die Heimat begann Agricola die Abfassung der 3 Bücher de inventione dialectica, die nach Angabe der Stuttgarter Handschrift 1479 zu Dillingen vollendet worden sind. In dem an Dietrich v. Plenningen gerichteten Widmungsschreiben heißt es: „Endlich habe ich die Bücher über die inventio dialectica, deren Abfassung ich auf Deine Aufforderung hin unternommen habe, vollendet. Du weißt, daß ich sie während der Vorbereitungen zur Reise und auf der Reise mehr leicht hinweggeworfen, als ausgearbeitet habe. Sie sind allein für Dich geschrieben; wenn sie Deinen Beifall finden, haben sie ihren Zweck erreicht."

In diesem Werk, welches nachmals wiederholt abgedruckt wurde, kritisiert der Verfasser die frühere Behandlung der Lehre von der Auffindung und Behandlung des Stoffes durch die Rhetoren und Philosophen und behandelt dann selbständig die Kunst, einen jeden Gegenstand nach allen seinen Beziehungen zu betrachten. Über diese Schrift und ihre Abfassung lesen wir in einem an Occo gerichteten Schreiben:[1] „Die beiden übrigen Bücher über die inventio dialectica hätte ich gerne geschickt, aber Dietrich von Plenningen schreibt sie jetzt gerade ab, sie sind noch im Konzept, alles ist ungeordnet, manches ist ausgestrichen, umgestellt, korrigiert und nachträglich hinzugeschrieben, so daß nur einer, der an meine Hand gewöhnt ist, sie lesen kann und selbst er großer Anstrengung bedarf. Über die Anordnung des Stoffes habe ich mehr geschrieben als irgend einer bei uns. So eingebildet bin ich jedoch nicht, daß ich sage, das Meinige sei das Beste. Übrigens wirst Du ja

[1] Hartfelder 10.

Gelegenheit haben, selbst zu urteilen." Abfällig urteilt Agricola über das Werk in einem anderen Brief an Occo, von dem Alardus ein Bruchstück überliefert: „Abgesehen davon, daß ich meinen Stil geschult habe, glaube ich an diesem Werk Zeit und Mühe verschwendet zu haben. Denn wenn einer nicht den besseren Schriftwerken näher tritt, so weiß er nicht, was ihm die vielen Beispiele, die ich den hervorragenden Schriftstellern entlehnt habe, nützen sollen. Das Werk wird daher von den weniger Gelehrten unbenutzt gelassen werden. Wie wenige aber von den Gelehrten oder denen, die für gelehrt gelten wollten, werden sich mit einer Theorie der Redekunst befassen! Wenn es aber einer thun wollte, hörst Du dann nicht, wie er ausruft: Was ist denn da im fernen Barbarenlande für ein neuer Anacharsis aufgetreten, der sich einbildet, er könne nach einem Aristoteles, einem Cicero und einem Quintilian noch etwas Neues finden?" Übrigens will sich Agricola in diesem Falle mit dem gleichen Schicksal, das die Werke so vieler hervorragender Geister getroffen hat, trösten. —

Im Anschluß an dieses Werk bietet die Ausgabe des Alardus eine Studie über Ciceros Rede für das Gesetz des Manilius. Auf Einzelbemerkungen über den Mithridatischen Krieg und die römische Provinzialverwaltung folgt eine Analyse der Rede nach den in de inventione dialectica niedergelegten Grundsätzen. Wenn auch der moderne Unterricht aus diesem Kommentar keinen sonderlichen Nutzen ziehen kann, so bleibt immerhin die Thatsache beachtenswert, daß auch Agricola den hohen didaktischen Wert dieser noch heute viel gelesenen wohldisponierten Rede erkannte.[1]

Nach Dillingen war Agricola auf Wunsch des Johannes von Werdenberg, des Bischofs von Augsburg, gegangen. Während seines dortigen Aufenthaltes übersetzte er die Schrift des Lucian über das Mißtrauen, welches man den Angebern gegenüber hegen müsse, und widmete sie dem Bischof. Über seinen Aufenthalt in Dillingen schreibt Agricola an den mehrfach genannten Occo:[2] „Inzwischen hätte ich mich beinahe bestimmen lassen, den Winter hier zu bleiben, und ich wäre auch ohne Zweifel geblieben, wenn mich nicht eine Schuld, die mich

---

[1] Alardus I S. 461—471. [2] Hartfelder 10.

dem Oliver verpflichtet, von hier vertreiben würde. Wenn ich die zuverlässige Gelegenheit hätte, einen Brief nach Köln zu schicken, damit er von da nach Hause gelangen kann, so würde ich brieflich die Auszahlung des Geldes an Oliver betrieben haben. Ich würde gerne hier bleiben, um den Homer abzuschreiben, denn du weißt, daß ohne ihn meine griechischen Studien lückenhaft sind. Ich würde, wenn nicht beide Werke, so doch wenigstens die Ilias abschreiben."

Johannes Plenningen erscheint die Unruhe Agricolas in Dillingen etwas idealer. Er schreibt: „Er wollte nämlich wie ein reicher Kaufmann die überall gesammelten Schätze des Wissens in sein Vaterland bringen und dort seinen friesischen Landsleuten freigebig mitteilen. Deshalb war er von einer unglaublichen Sehnsucht nach seiner Heimat ergriffen, der der Bischof nicht entgegentreten konnte und wollte. Er ließ ihn, wenn auch schweren Herzens, reich beschenkt nach Hause ziehen."

Am 15. September desselben Jahres berichtet Agricola [1] Plenningen von einem Besuch bei Dalberg, der damals Domherr in Speier war. Sie durchstöberten die Bibliothek, fanden aber keine griechischen Bücher; ein Livius und ein Plinius waren korrupt und fragmentarisch.

Endlich gelangte Agricola in das Land der Friesen und verlebte dort drei Jahre zum größten Nutzen der dortigen wissenschaftlichen Bestrebungen, während ihm die gebildeten Kreise Bewunderung im reichsten Maße zu teil werden ließen. In diesen Jahren lebte Agricola meist in Groningen. Von da scheint er auch den Verkehr mit Johann Wessel gepflegt zu haben, der sich nach seiner theologischen Lehrthätigkeit in Paris teils in Agnesberg bei Zwoll (wo Thomas von Kempen lange Zeit gelebt), teils im Kloster Adwert bei Groningen aufhielt. Denn Goswin von Halen sagt, als er die frühere Bedeutung von Adwert rühmte: „Das könnten mir, wenn sie noch lebten, Rudolf Agricola und Wessel bezeugen, auch Rudolf Lange aus Münster und Alexander Hegius und andere, die ganze Wochen, ja ganze Monate in Adwert lebten, um zu hören und zu lernen und täglich gelehrter und besser zu werden." [2]

---

[1] Morneweg S. 50. 51. [2] Raumer, Geschichte der Pädagogik I S. 77.

Im Jahre 1481 hielt sich Agricola 6 Monate am Hofe Maximilians in Brüssel, in Aufträgen der Stadt Groningen auf. Man fand Gefallen an ihm und wollte ihn an den Hof fesseln, aber vergebens. Agricola gab mit Rücksicht auf seine Ruhe, seine Bequemlichkeit und seine Freiheit eine ausweichende Antwort.[1]

In diesen Jahren schrieb Agricola dem Rudolf Lange von Zwolle[2] aus und wünschte ihm Glück zu seinen Erfolgen. „Eines,“ schrieb er, „will ich Dir sagen — aber glaube nicht, ich wollte Dir schmeicheln — ich setze ein unbegrenztes Vertrauen auf Dich und hoffe zuversichtlich, daß wir so einst dem stolzen Italien seinen alten sozusagen gepachteten Ruhm der klassischen Ausdrucksweise abringen und so die Schmach rächen, die uns angethan wird, wenn uns die Italiener Barbaren, Ungebildete und Menschen ohne die Gabe der Rede nennen. Dereinst wird unser Deutschland so gelehrt und so gebildet werden, daß man dort besser weiß, was gutes Lateinisch ist als in Latium selbst.“

Aus dem April 1484 haben wir ein Schreiben, welches Agricola von Deventer aus an einen gewissen Anton Liber aus Soest richtet.[3] Dort heißt es: „Es war ein gewisser Gerardus aus Gent bei mir. Er sagte, er habe mit Dir über einen Vergilkommentar geredet, der kürzlich von einem seiner Freunde aus Frankreich mitgebracht worden wäre. Er muß an Feinheit seinesgleichen suchen, denn Gerardus rühmte, daß außerordentlich exakt auch die subtilsten Punkte erörtert werden. Es verrät ja gerade ein größeres Maß von Gelehrsamkeit, sich mit tieferliegenden Fragen zu beschäftigen und das, was der großen Menge entgeht, ans Licht zu ziehen.“ An den nämlichen Verfasser ist ein weiteres Schreiben[4] gerichtet, in dem die Festigkeit der Freundschaften betont wird, die auf gemeinschaftlichem wissenschaftlichen Streben beruhen. Daran schließt sich als Ermahnung zu lebhafterem Briefwechsel eine Erörterung über die Bedeutung des brieflichen Verkehrs, bei der schließlich seines Wertes als Stilübung gedacht wird. So sehr suchte der Verfasser der inventio dialectica seinen Stoffen alle Seiten

---

[1] Alardus II 184. [2] Lucubr. S. 179. [3] ebend. S. 177.
[4] Bei Alardus Lucubr. S. 175 vom Februar 1471 datiert, die Ortsangabe fehlt, vielleicht soll es 1481 heißen.

abzugewinnen, so sehr betrachtete der Humanist alle Lebensverhältnisse mit Bezug auf die elegante, rednerisch schöne Darstellung.

Inzwischen war 1482 Johann v. Dalberg Bischof von Worms geworden. Agricola hatte gerade teils der Erholung, teils Geschäfte halber in Kempen am Zuydersee Aufenthalt genommen, da erhielt er, wie er seinem Freunde Barbirianus[1] aus Antwerpen mitteilt, von Dietrich von Plenningen, der kurz vorher kurfürstlicher Rat in Heidelberg geworden war, einen Brief, worin er im Namen Dalbergs eingeladen wurde nach Heidelberg (dort hatte Dalberg als Kanzler der Pfalz meist seinen Wohnsitz) zu kommen.

Zunächst entschloß sich Agricola, obgleich ihm die 70 Meilen weite Reise höchst unbequem war, zu einem Besuch der Heidelberger Freunde. Seine Eindrücke schildert uns ein Brief an seinen Bruder Johannes;[2] dort heißt es: „Ich war am Hofe des Pfalzgrafen mit Dalberg und Dietrich von Plenningen, der der Hausgenosse Dalbergs ist, ungefähr 20 Tage zusammen. Nicht nur von ihnen, sondern auch von den meisten anderen wurde ich sehr freundlich aufgenommen. Jener Hof hat mir ausnehmend gefallen, zunächst wegen der großen Güte und Liebenswürdigkeit des Fürsten, dann auch wegen des maßvollen Wesens der Freunde und wegen der einträchtigen Lebensführung. Als daher Dalberg in mich drang, daß ich zu ihm kommen und unbeschadet meiner stets erstrebten Freiheit bei ihm leben solle, und versprach, er wolle vollkommen für meine Bequemlichkeit und meine Bedürfnisse aufkommen, da habe ich ihm nachgegeben und ihm zugesagt, im nächsten Sommer, sobald es die Jahreszeit erlaube, zu kommen."

Eingehendere Erörterungen über diesen Vorschlag finden sich in einem Brief vom 11. Oktober 1482 an Occo.[3] „Ich finde hier eine Gesellschaft von Männern der Wissenschaft, deren ganzer Lebensplan für immer auf die gelehrte Beschäftigung abzielt; es sind feingebildete, schlichte Menschen und erprobte Freunde. Die Stadt selbst genießt großes Ansehen als Sammelplatz der Gelehrten und weil der Kurfürst dort residiert; sie ist geeignet, meine Studien nach allen Seiten hin

---

[1] Lucubr. I S. 205. [2] Lucubr. S. 214. [3] Hartfelder 12.

zu fördern. Zudem hat unsere Heimat, wie manches andere Land, keinen Sinn für Bildung. Der Menschenschlag ist bäurisch, mißgünstig, dem Verkehr mit talentvollen, bedeutenden Männern abhold, er lobt und tadelt ohne Urteil, ist geschwätzig, neidisch und wetterwendisch, eine Eigenschaft, die Plato mit Recht jedem Volke zuschreibt. Das unsrige kann mit diesem Wort am besten gekennzeichnet werden. Unter ihm verstreicht einem die Zeit ohne Nutzen und zum größten Nachteil für unsere wissenschaftlichen Bestrebungen. Auf der anderen Seite hält mich aber die Liebe zur Heimat zurück und ein gewisses Etwas, das ich nur fühle, aber nicht gerade definieren kann." Außerdem spricht er in diesem Brief den Wunsch nach steten Verhältnissen aus und erkennt die Notwendigkeit einer gewissen Selbstbeschränkung in den litterarischen Bestrebungen. „Ich muß versuchen, mich mit der Litteratur, die mir zu Gebote steht oder dort wenigstens leicht beschafft werden kann, zu begnügen."

Am 22. Oktober schrieb Agricola über die nämliche Sache von Germersheim aus an Johannes von Plenningen[1] nach Rom und gab ihm zugleich Aufträge, welche die Erwerbung von Büchern betreffen. Bei dieser Gelegenheit bekundet er ein besonderes Interesse für Seneca und Quintilian und erwähnt beiläufig, daß das Werk des Columella und die übrigen Schriften über den Landbau seines Wissens in Deutschland nur im Besitz des Bischofs von Augsburg seien. Als Agricola auf der Rückreise nach Bacharach kam, erhielt er einen Brief von seinem Antwerpener Freunde Barbirian, der ihn in seinem Vorsatz nach Heidelberg zu gehen wankend machte.

Einige angesehene und gebildete Antwerpener hatten nämlich Agricola das Anerbieten gemacht, für 100 Kronen in ihrer Stadt eine Schule zu übernehmen. An Barbirian hatten sie offenbar einen warmen Fürsprecher gefunden, denn Agricola schrieb aus Koblenz an Dietrich von Plenningen einen Brief, in dem er ihn, wie er selbst sagt, wieder vollständig im unklaren ließ, da er selbst nicht wußte, was er thun wolle. Die Entscheidung machte er von einer Besprechung mit Kölner Freunden abhängig. Agricola entschied sich für Heidelberg und schrieb an

---

[1] Hartfelder 13. Hartfelder 14.

Barbirian[1] die charakteristischen Worte: „Es ist mir (in Antwerpen) eine Schule in Aussicht gestellt. Gewiß eine bittere und mühselige Einrichtung! Traurigkeit überkommt einen bei ihrem Anblick und wenn man sie betritt. Sie gleicht mit ihren Schlägen, ihren Thränen und ihrem Jammer einem Gefängnis. Wenn irgend etwas seinen Namen mit Unrecht trägt, dann ist es die Schule. Die Griechen nannten sie schola, d. h. Muße, die Lateiner ludus litterarius, d. h. litterarisches Spiel, während doch nichts entfernter ist von der Muße als sie, nichts strenger und dem Spiel widerstrebender. Richtiger nennt sie der Komiker Aristophanes *φροντιστήριον* d. h. Ort der Sorgen. Ich soll eine Schule übernehmen? Woher soll ich dann die Zeit für meine Studien und für selbständige wissenschaftliche Produktion nehmen? Wo soll ich eine oder zwei Stunden hernehmen, um einen Autor zu interpretieren, da die beste Zeit die Sorge für die Knaben beansprucht und in dem Maße die ganze Geduld des Lehrers aufbraucht, daß er seine freie Zeit nicht auf seine Wissenschaft verwenden kann, sondern ausschließlich zu seiner Erholung bedarf." Nachdem wir durch einen Brief an Plenningen vom 5. Februar 1483 noch erfahren haben, daß Agricola schon eher eintreffen würde, wenn ihm der Transport der Bücher nicht so viel Last mache, finden wir ihn nach mannigfachen Zwischenfällen endlich am 2. Mai 1484 in Heidelberg. Charakteristisch für die Gemütsart Agricolas ist das Schreiben aus dem Juli desselben Jahres an seinen Bruder Johannes.[2] „Ich bin allgemein erwartet und herbeigewünscht in Heidelberg angekommen. Der Bischof von Worms hat mich sehr freundlich aufgenommen und behandelt mich sehr liebenswürdig. Ich thue und lasse, was ich will, und lebe ganz nach meinem Belieben. Trotzdem bin ich unbegreiflicherweise so ungern hier und ich meine noch nie an einem Platz gewesen zu sein, der mir weniger sympathisch war. Es fällt mir eben bei meinem vorgerückten Alter schwer, mich an die Abhängigkeit zu gewöhnen, obgleich man sie mich gar nicht fühlen läßt. Oder lege ich mir vielleicht gerade deshalb einen um so größeren Zwang auf? Ferner muß ich mir stets das Horazische: patriae quis exul se quoque fugit vorsagen. Ich hatte mich schon

[1] Lucubr. S. 208. [2] Lucubr. S. 215.

an unsere Gegend gewöhnt und glaubte an einem Platze festen Fuß gefaßt zu haben, jetzt bin ich wiederum losgerissen worden und in Verhältnisse gekommen, die mir neu und fremd sind und mich zwingen, mein Leben neu zu ordnen und mich Umständen anzupassen, in denen ich wohl nicht verbleiben werde." Übrigens hofft Agricola, daß die Zeit sein Mißbehagen lindern werde. Trotzdem aber giebt er seinem Bruder den Rat: „Mache, daß du in eine Stellung kommst, die dir ein Auskommen bietet, denn die Gunst der Vornehmen sich zu erhalten ist noch viel schwerer und mühevoller als sie zu erwerben."

Der Heidelberger Zeit gehören 2 Briefe an Reuchlin an. In einem[1] heißt es: „Ich höre, daß du dich verheiratet hast. Hierzu meine besten Glückwünsche! Ich lobe und billige durchaus deinen Entschluß. Früher hatte ich auch die Absicht diesen Schritt zu thun. Als ich mich aber genauer geprüft hatte, gab ich meinen Plan auf, nicht etwa wegen der Unbequemlichkeit der Ehe, die vielfach von Lebemännern betont wird, es sprach vielmehr meine ganze Lebensführung dagegen und meine Gemütsart, die nicht einmal der kleinsten Sorge gewachsen ist."

Agricola betrieb in Heidelberg mit besonderem Eifer das Studium des Hebräischen. Schon in einem Brief an Occo aus Dillingen[2] schrieb er: „Ich möchte gerne noch das Hebräische studieren, denn die Beschäftigung mit der heiligen Schrift habe ich mir als eine würdige Aufgabe für mein Alter vorbehalten." Dalberg verschaffte ihm einen geeigneten Lehrer, einen getauften Juden, und nahm ihn Agricola zuliebe in sein Haus auf. Plenningen erzählt in seiner Biographie, Agricola habe gehört, daß die lateinische Übersetzung des alten Testaments vielfach hart und nicht wörtlich genug sei, er habe sich daher mit dem Gedanken getragen, Text und Übersetzung mit einander zu vergleichen und eventuell eine wörtlichere in besserem Latein abgefaßte Übersetzung zu liefern.

In Heidelberg hielt Agricola auch einmal eine Rede am Weihnachtsfest.[3] In dieser Rede betont er zunächst die Bedeutung der Geburtsfeste überhaupt. Da ihr Ansehen von

---

[1] Lucubr. S. 181. [2] Hartf. Nr. 10; vgl. dazu Lucubr. S. 180, 186. Serap. X 104. [3] Lucubr. S. 118–125.

der Würde der betreffenden Person abhängt, ist das Geburtsfest Jesu Christi das höchste und erhabenste, denn er ist nicht bloß Mensch, sondern auch Gott. Sodann bespricht er Schöpfung, Erlösung, Erbsünde und alle damit in Verbindung stehenden Fragen durchaus in Übereinstimmung mit der kirchlichen Lehre. Unter anderm findet sich folgende charakteristische Stelle: „Mit Recht fürwahr hat er die Nacht als die Zeit seiner Geburt bestimmt. Er wollte ringsum in Dunkel gehüllt erscheinen, er, der die Finsternis des Menschengeschlechtes mit seinem Glanz zerstreuen wollte. Denn wie jene Nacht von allen Nächten im Verlauf des Jahres die längste und kälteste war, so gab es kein Zeitalter, auf dem ein dunklerer Schatten des Irrtums und schwerere Laster aller Art lagerten, als das, in dem der Sohn Gottes unserem Unglück abhelfen zu müssen glaubte. Alles war voll verabscheuungswürdigen Aberglaubens. Denn jeder dachte über Gott, wie es ihm gut schien, keiner dachte so wie der andere, keiner wie er hätte denken sollen. Das Volk verehrte allerdings Gott, aber es that es auf gottlose Weise. Dinge, die man einem Menschen nicht zutrauen darf, und die man mit Rücksicht auf die Würde der menschlichen Natur nicht thun darf, that man damals im Interesse der Religion. Anders stand es mit den Gelehrten. Die einen hatten eine Erkenntnis Gottes, aber sie verleugneten Gott. Sie, die vielfach behauptet hatten, man dürfe in geringen Angelegenheiten, selbst wenn es sich um das Leben handele, nicht lügen, wagten nicht in Betreff des großen Gottes der Wahrheit die Ehre zu geben. Andere aber gab es, die behaupteten, Gott kümmere sich überhaupt nicht um die menschlichen Angelegenheiten, alle Verhältnisse würden durch den Zufall regiert. Wieder andere behaupteten, um sich den komplizierten Fragen über das göttliche Wesen zu entziehen, es gäbe überhaupt keinen Gott. Was werden solche Leute wohl für Grundsätze über die Pflichten aufgestellt haben, sie, deren Ideal die uneingeschränkte Willkür in den höchsten Fragen war? Daher war niemals die Leidenschaft heftiger, die Habsucht rücksichtsloser, der Gaumen anspruchsvoller, der Luxus mächtiger, die Ausschweifung ungeheuerlicher als in jener Zeit. Niemals gab es im öffentlichen und Privatleben größere Tücke, nie mehr Uneinigkeit und List. Fast alle Länder und Meere waren voll des vergossenen Blutes.

Die Verbrechen hatten den Höhepunkt erreicht und ähnlich den Vergehen war ihre Ahndung.

Jeder wünschte das selbst gethan zu haben, worüber er sich beklagte. Wenn einer Unrecht zu erdulden hatte, so betrübte ihn weniger die Größe seines Leids als vielmehr das Bedauern darüber, daß er nicht die Mittel und die Macht besaß, das Gleiche zu thun. Sehr sinnvoll kam daher der, der eine so tiefe Finsternis von den Menschen nehmen sollte, in einer Nacht, und seine Ankunft war, wie ihren Herzen, so auch ihren Augen verborgen."

Wir sehen, daß Agricola, der doch gewiß für die hochentwickelte Kultur der Zeit um Christi Geburt als echter Humanist feines Verständnis hatte, nichtsdestoweniger die Nachtseiten jener Epoche mit taciteischem Ernst auffaßt und auf ihre wahre Ursache, die religiöse Leere, zurückführt.

Die Stuttgarter Handschrift enthält aus dieser Zeit eine Rede, die Agricola in Worms vor versammeltem Klerus hielt. In ihr feierte er die Erhabenheit und Würde des Priesterberufes, die Bedeutung des Priesters für das Menschenleben sowohl wie den kontemplativen Charakter seiner Lebensführung. In diesem Zusammenhang ist endlich die Rede, die Agricola für Dalberg zur Begrüßung des Papstes Innocenz VIII. ausarbeitete, zu erwähnen. Wenn Agricola diese Rede auch für Dalberg abfaßte, der sie in Rom am 6. Juli 1485 im Auftrag des Pfalzgrafen hielt, so bekundet sie doch immerhin das Verständnis ihres Verfassers für die Organisation der Kirche und den Primat. Übrigens erzielte Agricola mit dieser Rede in Italien einen ähnlichen Erfolg wie einst in Ferrara mit seinem Lob der Philosophie, denn sie erschien in Rom, wo man deutschen Leistungen auf litterarischem Gebiet nicht leicht Anerkennung zollte, in zwei Auflagen.[1]

Weitere Mitteilungen über seine theologischen Interessen erhalten wir in dem Schreiben Melanchthons an Alardus.[2] Daselbst heißt es: „Über die Theologie pflegte er sich eingehend zu unterhalten. Hierbei zeigte sich, daß er mit ganzem Herzen dem Christentum anhing." Bezüglich der Methode scheint Agricola, wie auch aus Stellen seiner Schriften hervorgeht,

---

[1] Morneweg S. 99. [2] Lucubr. Einleitung.

wenig Sinn für die Scholastik[1] gehabt zu haben, die er allerdings nur in ihrer Entartung kennen lernte. Es scheint aus den Angaben Melanchthons, der sich für Agricola sehr interessierte und besonders bei Reuchlin und Pallas über seine Persönlichkeit erkundigte, hervorzugehen, daß Agricola bei seinem ausgeprägten geschichtlichen Sinn und seiner besonders auf das ethische Gebiet und die Exegese gerichteten Natur für die spekulative Theologie keine besondere Neigung empfand. Eine weitere Notiz Melanchthons bezieht sich auf Gespräche des Agricola mit Wessel, über die Goswin von Halen berichtet. Diese Unterredungen scheinen sich besonders auf Mißstände in den kirchlichen Verhältnissen bezogen zu haben. Hierbei machten sich wohl — das geistig bewegte Zeitalter des Übergangs mit seinem Widerstreit der theologischen Ansichten und Methoden brachte es so mit sich — manche Anschauungen geltend, die mit der kirchlichen Lehre, wie sie später durch das Tridentinum formuliert worden ist, nicht in Einklang gebracht werden können und Berührungspunkte mit dem Ideenkreis der Reformatoren hatten, ohne dabei Agricola, dessen Anteil daran sich übrigens nicht feststellen läßt, in einen Konflikt mit der Kirche zu bringen.[2]

Von dem Heidelberger Aufenthalt Agricolas schreibt Melanchthon: „Da in Heidelberg der Brauch herrschte, daß in den öffentlichen Disputationen die Professoren eingriffen, wenn der Disputierende nicht weiter konnte, soll Agricola oft die verwickeltsten Fragen, z. B. über den Zufall, über die Ursachen, über die Endelechie und ähnliches gelöst haben. Deshalb waren die Disputationen gerade wegen seiner Beteiligung zahlreicher besucht und es strömten dorthin nicht bloß die Studierenden, sondern mit noch größerem Eifer ältere Leute. „Oft wurde er," heißt es in einem anderen Zusammenhang, „von Unterrichteteren zu Rat gezogen. So übersetzte und erklärte er viele Abschnitte aus Aristoteles denen, die sich dafür interessierten. Niemand hatte bis dahin die Bücher des

---

[1] S. erkl. Anm. Es ist wohl kein Zufall, daß in der Rede an den Wormser Klerus nur Basilius, Gregor von Nazianz, Chrysostomus, Eusebius, Ambrosius, Augustinus, Gregor, Hieronymus, Hilarius und Bernhard als theologische Klassiker aufgezählt werden.

[2] S. d. erkl. Anm.

Aristoteles de animalibus zu Gesicht bekommen. Daher war es für die Gelehrteren sehr erwünscht, wenn er bisweilen einen charakteristischen Abschnitt daraus vorlegte. So rief es großes Staunen hervor, als er bei einer Erörterung über die Lehre des Aristoteles von der Unsterblichkeit der Seele aus dem Buch de generatione animarum den Satz beibrachte: „Die Seele ist fremden Ursprungs, sie entsteht nicht aus dem körperlichen Stoff." „Bisweilen teilte er auch aus dem Aratus etwas über Stand, Aufgang und Untergang der Gestirne mit." „Aber auch den Rechtsgelehrten fehlte sein Interesse keineswegs. Denn er liebte die Gesetze sowohl wegen ihrer Bedeutung an und für sich, als aber auch, weil sie, wie er sagte, ein gutes Stück Geschichte und Philosophie darstellen oder enthalten. Auch behauptete er, die Sittenzustände und die Lebensanschauungen der Athener und der Römer könne man zum großen Teil aus den Gesetzen erkennen. Deswegen könnten auch anderseits viele Gesetze ohne Kenntnis des Altertums nicht richtig verstanden werden. Bezüglich der kirchlichen Entscheidungen pflegte er auch zu sagen, man müsse das Verständnis für ihren ursprünglichen Sinn oft aus der Kirchengeschichte gewinnen. Denn als sich z. B. einst eine Meinungsverschiedenheit über den Satz: „Vergebens glaubt an die Evangelien, wer sich um die kirchlichen Lehrentscheidungen (canones) nicht kümmert" zeigte, und einige in solchen Dingen Unerfahrene meinten, wie hart dieser Satz sei, wenn man ihn auf alle kirchlichen Bestimmungen ausdehne, erinnerte Agricola daran, ursprünglich seien die Entscheidungen der Konzilien über die Dogmen, z. B. die Verurteilung des Samosataners, der Katharer und des Arius durch das Konzil von Nicäa, canones genannt worden. Auf diese nur passe der umstrittene Ausdruck, denn sie stellen in den betreffenden Meinungsverschiedenheiten den wahren und zuverlässigen Sinn der heil. Schrift fest."

Von besonderem Interesse ist noch folgende Stelle:

„Da hochangesehene Männer dem Kurfürsten Philipp von der Pfalz schon oft die große Gelehrsamkeit und den trefflichen Charakter Agricolas gerühmt hatten, wünschte er ihn kennen zu lernen — denn er hatte Freude an der Unterhaltung mit fein gebildeten Männern — und bahnte einen vertrauteren Verkehr an. Als er sich nach vielen Ereignissen aus der Geschichte der Griechen, der Römer und der Kirche erkundigt hatte, bat er

ihn, ihm eine kurze Übersicht über die Geschichte[1] auszuarbeiten. In diesem Werke hat Agricola, wie ich gehört habe, der Reihe nach die Geschichte der verschiedenen Reiche, die Wandlungen auf dem Gebiet der Religion und der Sitte behandelt. Die Daten der griechischen und der biblischen Geschichte waren synchronistisch angeordnet. Verarbeitet hat er ausgewählte, besonders nutzbringende Abschnitte aus den Dichtern und den griechischen Geschichtsschreibern Herodot, Thucydides, Xenophon und Gemistus. In die Erzählung soll er Ideen eingeflochten haben, die dazu dienten, den Fürsten über viele Punkte des Staatswesens zu belehren. Dieses Werk steigerte in hohem Grade das Interesse des Kurfürsten und der maßgebenden Kreise für Agricola. Denn nicht nur seine Gelehrsamkeit, sondern auch sein außerordentlich feines Verständnis für die Ursachen des in der Geschichte der Staaten öfter vorkommenden Umschwungs der Verhältnisse rief eine große Bewunderung hervor. Deshalb wurde er auch oft zu Beratungen über wichtige Staatsangelegenheiten zugezogen."

Im Mai des Jahres 1485 trat Agricola in Begleitung Dalbergs die oben erwähnte Romreise an. Außer Agricola folgten noch der Dekan von Wimpfen im Thal, Jodocus Boch, und der Graf Eberstein dem Bischof. Auf dieser Reise besuchten sie das von Agricola früher so gepriesene Ferrara. Seine Eindrücke bei dem zweiten Aufenthalt legte er in einem Briefe[2] an seinen Bruder Johannes nieder: „Wir waren auf der Reise in Ferrara, hielten uns aber nur kurze Zeit auf. Denn wir kamen um die 19. Stunde an und blieben nur den Rest des Tages dort. Es ist unglaublich, wie das ganze Gebiet von Ferrara um Rovigio nach Venedig zu verwüstet ist. Alle Villen sind zerstört und niedergebrannt, der herzogliche Wildpark verheert — die Tiere sind ausgerottet, die Bäume abgehauen, die Mauer eingerissen – das Engelskloster und die Karthause sind großen Teils verödet. Alle Bäume an der Engelsstraße sind herausgerissen, die Straßen sind ruiniert und an vielen Stellen voll Schlamm und Kot. Mehr als 15000 Menschen sind zu Grunde gegangen, teils durch die Pest, teils durch die

---

[1] Brief an Alardus, vgl. d. Anm.

[2] Lucubr. S. 219.

Wechselfälle des Krieges.“ So sollte Agricola sein lange ersehntes Ferrara wiederfinden!

In Rom fanden sie Johann von Plenningen vor, der bei einem Kardinal wohnte und aus Benefizien eine Einnahme von 400 Goldgulden bezog. Obgleich Agricola gerne in Rom bei Plenningen geblieben wäre, trat er doch mit Dalberg die Heimreise an, ohne seinen Wunsch laut werden zu lassen, denn er wollte den Freund nicht kränken.

Auf der Rückreise aber erkrankte er am Wechselfieber und mußte mit den ebenfalls erkrankten Eberstein und Jodocus Boch in Trient zurückbleiben. Kaum hatte sich aber sein Zustand gebessert, da eilte er aus Verlangen, mit Dalberg zusammen zu sein, nach Heidelberg. Dort bekam er einen Rückfall. Sein Freund und Landsmann Occo, der ihn schon einmal in Ferrara kuriert hatte, wurde nach Heidelberg berufen. Als er ankam, war es zu spät, Agricola war gottergeben[1] in den Armen Dalbergs gestorben. Seine Leiche wurde bei den Franziskanern beigesetzt. Nicht nur die gelehrten Kreise, auch die Bürgerschaft beteiligte sich zahlreich am Leichenbegängnis und Trauer herrschte in ganz Heidelberg.

Der Wormser Domherr Johannes von Plenningen entwirft in der seinem Bruder Theodor gewidmeten und von Pfeiffer im Serapeum 1849 Nr. 7 u. 8 nach einer Stuttgarter Handschrift mitgeteilten Biographie ungefähr folgendes Bild Agricolas. Er besaß einen starken, kräftig gebauten, durchaus proportionierten Körper, seine Größe überschritt das gewöhnliche Maß. Körperliche und geistige Anstrengung ließ er in entsprechender Weise mit einander abwechseln. Das Steinstoßen, das Fechten und das Ballspiel steigerte seine Kraft und seine Gewandtheit. Er hatte ein ernstes, aber einnehmendes und anziehendes Äußere. Sein Haar war kastanienbraun und etwas dünn, sein Bart stark, aber wohlgepflegt, seine Nase hervortretend, seine Hände waren von hervorragender Schönheit.

Seine Kleidung war schlicht, in Speise und Trank[2] liebte er das Einfache und Alltägliche. In der Unterhaltung war

---

[1] »mente in Deum porrectissima« sagt Trithemius.

[2] S. d. Anm.

er freundlich, milde und durchaus frei von Rechthaberei.[1] Seine Stimme war etwas heiser; wenn er sich in der Disputation anstrengte, belästigte ihn ein trockener Husten. Sonst war seine Gesundheit befriedigend. Nur dreimal war er in seinen 46 Jahren krank, in Pavia, in Ferrara und zuletzt auf der Heimreise von Rom. Schlaf bedurfte er nur in geringem Maße, sein reger Geist mußte von frühem Morgen bis spät in die Nacht beschäftigt sein. Agricola war, wie wir schon aus seiner Beschäftigung in Ferrara erkannten, sehr musikalisch. Er blies die Flöte, spielte die Laute und leistete Hervorragendes auf der Orgel. Er war auch ein trefflicher Sänger, seine Stimme hatte einen angenehmen Klang, zumal, wenn er mezza voce sang.

Besondere Freude hatte er an der Malerei Die Leute, die er malen wollte, beobachtete er meist in der Kirche. Denn dort konnte er sie ungestört betrachten, und sie waren unbefangen, da sie sich nicht beobachtet glaubten. Zu Hause fixierte er das Bild, das er sich eingeprägt hatte, und zwar so naturgetreu, daß man nicht eine Zeichnung, sondern eine lebende Persönlichkeit vor sich zu haben glaubte. Verschiedene Stellen seiner Schriften bekunden sein Verständnis für Perspektive und das symmetrische Verhältnis der Teile des menschlichen Körpers. Er war edelmütig, einfach und hatte einen offenen Charakter, er fiel niemanden zur Last, ging der großen Menge aus dem Wege und begnügte sich mit wenigen Freunden; den Staatsgeschäften blieb er ferne, denn die Unruhe, der Wettstreit, die Eifersucht und die Mißgunst, welche das öffentliche Leben mit sich bringt, waren seiner Natur zuwider; er liebte die Ruhe und die Abgeschiedenheit, die Bedingungen eines der Wissenschaft geweihten Lebens. Reichtum machte keinen Eindruck auf ihn. Er blieb unverheiratet, liebte aber den persönlichen und brieflichen Verkehr mit geistvollen und gebildeten Damen.

Agricola war eine Künstlernatur. Er übte selbst verschiedene Künste aus, hatte einen feinen Sinn für künstlerische Leistungen und betrachtete die verschiedenen Seiten des mensch-

---

[1] Melanchthon sagt: „Alte Heidelberger erzählen, er habe einen sehr ehrenhaften und sittenreinen Charakter gehabt, Neid, Mißgunst und arrogantes Wesen war ihm durchaus fremd. Empfindliche Leute zu reizen war nicht seine Art.“

lichen Lebens mit dem Auge des Künstlers. Jeder Mißklang verletzte sein Gefühl und trübte seine Stimmung. Die Anforderungen, die er an das Leben stellte, waren zu ideal, um sich verwirklichen zu lassen. Auf dieses übertriebene Bestreben, sich möglichst vollkommene Lebensbedingungen zu schaffen und jede Unannehmlichkeit auszuschließen, ist sein unstetes Leben, seine Unzufriedenheit mit den jedesmaligen Verhältnissen, sein Schwanken, wenn es sich darum handelte, einen wichtigen Entschluß zu fassen, zurückzuführen. Das nämliche Verlangen, möglichst wenig mit den Sorgen des täglichen Lebens in Berührung zu kommen, hielt ihn nach seiner eigenen Aussage von der Ehe ferne. In den Briefen an seinen Bruder offenbart sich inniges Interesse für die Schicksale seiner Angehörigen; die übrigen Briefe zeigen ihn uns als teilnehmenden Freund, dem es ein Bedürfnis ist, sich über seine persönlichen Angelegenheiten und über seine geistigen Interessen befreundeten Männern gegenüber auszusprechen. Die zahlreichen Grüße, die gewissenhaft am Ende der einzelnen Briefe dem Empfänger aufgetragen werden, zeigen uns, wie sehr sein Bekanntenkreis in seiner Erinnerung fortlebte.

Er beschäftigte sich aufs eingehendste mit dem klassischen Altertum, war aber dabei durchaus frei von Einseitigkeit. Seine Rede über die Philosophie zeigt uns sein Verständnis für den Zusammenhang der Wissenschaften. Besondere Beachtung verdient seine Würdigung der Mathematik und der Sicherheit ihrer Ergebnisse. Zahlreiche Stellen seiner Werke dienen uns zum Beweis, daß er das Verhältnis des Humanismus zum Christentum richtig auffaßte, daß er das Übernatürliche des Christentums vom Menschlichen der vorchristlichen Entwickelung zu scheiden verstand. Besonderes Interesse hatte er sich für theologische Gegenstände erhalten; seine Schriften sind durchaus frei von der Frivolität, die mitunter die Werke der Humanisten verunstaltet. Auch die Vaterlandsliebe ist ein hervortretender Zug bei Agricola. Er sehnt sich in der Fremde nach der Heimat, er redet in seinen Schriften wiederholt von dem Gefühle, welches den Menschen an sein Heimatland fesselt. Er ist sich als Germane des Gegensatzes zu den Italienern bewußt, sein Lieblingswunsch ist, daß die deutsche Wissenschaft den Sieg über die italienische erringen möge.

Was die pädagogische Seite anlangt, hatte Agricola, wenn er auch selbst keinen Beruf in sich fühlte, eine Schule zu übernehmen, feines Verständnis für die Schule und ihre Interessen. Er erkannte die Fehler und Nachteile des damaligen Unterrichts. Er wußte, daß vielfach im elementaren Unterricht Dinge erlernt werden, die der Schüler sich später wieder abgewöhnen muß, da sie der wissenschaftlichen Behandlungsweise widerstreiten. Er ist auch für ein möglichst schnelles Erlernen der Elemente und interessiert sich für die Art und Weise, wie die schulfreie Zeit der Schüler ausgefüllt wird. Bezüglich des Unterrichtszieles betont er im Gegensatz zum Kennen das Können, es kommt ihm darauf an, daß die erworbenen Kenntnisse eine selbständige Verwendung finden. Daher unterscheidet er drei Stufen beim Lernen — denn die Thätigkeit des Lehrens wird von ihm in seiner grundlegenden pädagogischen Schrift nicht betont — das klare Auffassen, das sichere Einprägen und das selbständige Verwerten. Die Hilfsmittel, die er empfiehlt, verraten Einsicht in die psychologische Seite des Lernprozesses, es sind besonders: häufige Reproduktion und das Anlegen von Kollektaneen. Für das Lateinschreiben, welches eine intensive Übung erfordert, rät er, den Gegenstand erst deutsch zu überdenken und das Gedachte gewissermaßen zu übersetzen, während man später für den lateinischen Aufsatz das Gegenteil zu empfehlen pflegte. Auch erscheint ihm gerade das Bestreben, einen fremdsprachlichen Text möglichst treffend in die Muttersprache zu übersetzen, als ein Hauptmittel, die fremde Sprache gut zu erlernen. Die Darstellung ist für Agricola sehr wesentlich. Man soll nach seiner Ansicht die Schriftsteller zur Belehrung lesen, aber man soll sich dabei an die Schriftsteller halten, die sich auch durch ihre Darstellung auszeichnen. Bei ihr aber kommt es zunächst auf die Korrektheit an, der Schmuck kommt erst in zweiter Linie. Bezüglich der Auswahl der zu lesenden Werke betont Agricola ihren bildenden Wert. In diesem Punkt kommt für ihn in erster Linie das ethische Interesse in Betracht, dann das empirische und das ästhetische (schöne Darstellung). Eine Bereicherung der ethischen Anschauungen ist nicht allein bei den Autoren zu suchen, die ex professo über Moral gehandelt haben, sondern auch bei Dichtern, Historikern und Rednern, die uns konkret

typische Beispiele für die Tugenden und Laster vor Augen stellen. Wie Agricola im einzelnen das ethische Interesse voranstellt, so betont er auch die sittlich veredelnde Kraft des selbstlosen, wissenschaftlichen Forschens an und für sich. — Hinsichtlich des empirischen Interesses ist eine Liebhaberei für encyklopädisches Wissen nicht zu verkennen. Fürs Lesen strebt Agricola allseitige Gründlichkeit an, jedoch ohne Pedanterie; man soll gegebenen Falles auch einmal über eine dunkele Stelle hinwegsehen und von der Zukunft Aufklärung erwarten. Wie Agricola den Segen einer Methode zu würdigen versteht, so bekundet er auch Verständnis für die Bedeutung der Schulbildung und den Einfluß des Beispiels, das der Vorgesetzte giebt. Von der Schule will er unberufene Kräfte ferngehalten haben. Über den litterarischen Enthusiasmus des Durchschnittsgebildeten macht er sich keine Illusionen; er weiß, sein Eifer erkaltet.

Dasselbe Verständnis für die realen Verhältnisse bekunden seine Bemerkungen über die Berufswahl.

Den Abschluß mögen einige Zeugnisse über die Bedeutung Agricolas bilden. Jakob Wimpheling[1] sagt, darin bestehe Agricolas wahre Größe, daß ihm alle Wissenschaft und Weltweisheit nur gedient habe, um sich von Leidenschafien zu reinigen und im Glauben und im Gebet mitzuarbeiten an dem großen Bau, dessen Baumeister Gott selber ist. An einer anderen Stelle faßt er Agricolas Wirken folgendermaßen zusammen: „Rudolf von Groningen aus Friesland, zumeist Agricola genannt, war hervorragend als Philosoph, Dichter, Redner; im Griechischen, Lateinischen, Hebräischen war er wohl bewandert. Seine Anlagen, seine Bildung, seine Sittenreinheit lobten selbst die Italiener. Es hat sich eine Grabschrift von dem hochberedten Hermolaus Barbarus auf ihn erhalten:

„Rudolf Agricola, friesischen Landes Zierde und Hoffnung,
Bettet ein neidisch Geschick unter den marmornen Stein,
Weil er lebte, ward Deutschland würdig des herrlichsten Lobes,
Gleichwie Latium einst, gleichwie das griechische Land."

Durch seine Vorlesungen und seine sonstige Lehrthätigkeit gereichte er der Hochschule zu Heidelberg zur Zierde. Hier

---

[1] Janssen, Gesch. d. d. V. I S. 51 und vgl. diese Sammlung Band 13. S. 524.

starb er im Jahre 1486, am 28. Oktober. Den Psalter übersetzte er aus dem Hebräischen, aus dem Griechischen einzelne Werke Platos; der Tod hinderte ihn an der Übersetzung des Dionysius Areopagita. Er verfaßte noch vieles andere."

Erasmus von Rotterdam[1] sagt: „Agricola hat einen vorzüglichen Charakter und ein tiefes Wissen, sein Stil ist nicht trivial, sondern gediegen, kräftig, durchgebildet und lichtvoll. Im Ausdruck erinnert er an Quintilian, im Satzbau der Reden an Isokrates. Er ist schwungvoller als beide und weniger knapp und klarer als Quintilian." „Er konnte in Italien der erste sein, hätte er nicht Deutschland den Vorzug gegeben." „Unter den Lateinern zeichnete er sich durch das feinste Latein, unter denen, die Griechisch verstanden, durch das reinste Griechisch aus." Bezüglich der in Aussicht gestellten Gesamtausgabe der Schriften Agricolas sagt er: „Ich sehe ihr schon seit einiger Zeit mit Spannung entgegen. Jedesmal, wenn ich etwas von ihm lese, verehre ich in weihevoller Stimmung diesen wahrhaft gottbegnadeten Geist." Besonders die drei Bücher de inventione dialectica empfiehlt er zu eingehendem Studium und würde sie gerne mit guten Erklärungen versehen haben, wenn er Zeit gehabt hätte. Den Wunsch, es möge keines seiner Werke verloren gehen, begründet er mit den Worten: „In jeder Schrift dieses Mannes empfinden wir das Wehen eines sozusagen übermenschlichen Geistes." Bei der Veranstaltung seiner Senecaausgabe benutzte Erasmus das mit zahlreichen Verbesserungsvorschlägen versehene Handexemplar Agricolas, denn: „man kann sich kaum eine Vorstellung von der Menge der Stellen machen, die der wahrhaft göttliche Mann durch seine Divinationsgabe erklärt hat."

Melanchthon rühmt seine Verdienste mit folgenden Worten: „Als man in Deutschland einen sehr verderbten Stil schrieb und die Unkenntnis solchen Umfang angenommen hatte, daß unsere Landsleute nicht einmal eine Ahnung von dem hatten, was es heißt korrekt reden und sogar die Abgeschmacktheit Bewunderung fand, da begann allein Agricola diese Mängel mit seinem feinen Gehör wahrzunehmen, mit seinem Verstand zu erkennen und eine Verbesserung anzustreben. Dies war ein Beweis außer-

[1] Hartfelder S. 4 u. 5.

ordentlichen Scharfblicks. Ein Beweis seiner seltenen Geistesgaben und seiner großen Gelehrsamkeit war es, daß er eine reine, glänzende, klangvolle, von jeder Geziertheit freie Darstellung geschaffen hat, die wegen des gewichtigen Inhaltes und wegen ihres Ernstes gleiche Billigung fand."[1] „Er entfachte in Deutschland Begeisterung für das Lateinische und das Griechische."[2]

Sein Freund Dalberg aber hat ihm in folgenden Versen ein Denkmal gesetzt:

„Rudolf Agricola ruhet, o Wanderer, unter dem Stein hier,
Frisias edeler Sohn, er, dem kein anderer gleich.
Großes hat er geleistet auf allen Gebieten des Wissens;
Weithin leuchtet sein Geist, weithin spendet er Licht.
Er belauscht' der Natur geheimnisvoll mächtiges Walten
Und mit spähendem Blick folgt' er dem Lauf des Gestirns.
Was vom erhab'nen Erlöser die heiligen Schriften uns melden,
Was uns der Glaube gelehrt, hat er mit Liebe erforscht.
Groß ist der Ruhm, den als Redner geerntet er hat und als Dichter,
Traut war ihm Latiums Wort, traut der hellenische Laut.
Auch das Hebräische hat er erlernt und die Sprache Italiens,
Und die der Gallier spricht, sprach er so trefflich wie deutsch.
Lieblich schlug er die Laute, sie schreckte die quälenden Sorgen.
Was seinem Auge gefiel, bannte die zeichnende Hand.
Glaube nicht, daß er nur eilig und flüchtig dies alles gekostet;
Wenn er sich setzte ein Ziel, hat er mit Ruhm es erreicht."

---

[1] Corpus Ref. XI S. 440. [2] Das. S. 445.

Über die Philosophie.

Durchlauchtigster Fürst, hochangesehener Rektor und hervorragende Vertreter der Wissenschaft! Es ist eine sinnreiche Einrichtung der Vorfahren, daß alljährlich nach den Sommerferien die Arbeit des Winters mit einer Lobrede auf die Wissenschaft beginnt. Denn so sehen diejenigen, die willens sind, mit Hintansetzung aller übrigen Vorteile, auf der steilen und mühevollen Bahn der gelehrten Bildung zu dem ruhigen und unerschütterten Sitz der Weisheit vorzudringen, welch' schöne Hoffnung ihnen winkt, welch' sicheres und unvergängliches Glück ihrer harrt.

Wenn man nun anderseits euere große Liebe zur Wissenschaft kennt, wenn man weiß, wie ihr beständig vorauseilt und den Ermahnenden weit zurückläßt, dann muß man sicherlich das Zugeständnis machen, daß ihr nichts weniger bedürft, als die Ermunterung oder die Anfeuerung durch eine Rede. Sollen wir nun aber etwa glauben, daß die Männer, die der Meinung waren, man müsse dem Geist eine solche Anregung geben, saumseliger waren als unser Geschlecht? Keineswegs, denn auf ihrer Sorgfalt und auf ihrem Eifer beruht ja zum großen Teil der Ruhm unseres Jahrhunderts. Aber gerade die hervorragendsten unter den Männern, die sich mit voller Seele der Wissenschaft gewidmet haben, waren der Meinung, keine Sorge, kein Eifer sei für ein so hohes Ziel ausreichend. Daher unterschätzten sie, wie es ja bei einem gewaltigen Streben bisweilen vorzukommen pflegt, auch das, was ihnen zu Gebote stand. Je mehr sie ferner einem jeden von euch ihre Schule zu empfehlen suchten, desto mehr hielten sie es für am Platz, euch wiederholt ins Gedächtnis zu rufen, auf welch' herrlicher Bahn ihr euch bewegt, und daß euer wissenschaftlicher Beruf große Anerkennung verdient. Damit war keine Ermahnung

beabsichtigt, die auf diesem Gebiet entweder aussichtslos oder gerade unnötig gewesen wäre. Man wollte vielmehr, daß ein jeder bei dieser mehr erinnernden Darlegung sozusagen sein eigenes Bild betrachtet und sich voraus an dem Ruhme seines trefflichen Beginnens erfreut. Denn gerade die Besten freuen sich an der Betrachtung ihres eigenen Ich und einzig und allein die Tugend betrachtet sich selbst mit völlig ungetrübtem Blick. Wenn ich nun über den Vorzug der höheren Bildung und über den Leitstern unseres Lebens, die Philosophie, reden will, so ergiebt sich für mich nicht die allgemein bekannte Schwierigkeit, daß beim Lob das Schwierigste das Maß sei und daß ein jeder, je nachdem er von seinem Thema hoch oder gering denkt, entweder der Würde oder der Wahrheit zu wenig entspricht. Für mich giebt es vielmehr eine andere Schwierigkeit. Der Gegenstand ist nämlich schon so häufig, so erschöpfend und so formvollendet an diesem Orte behandelt worden. Daher pflegten meine Vorgänger den Überdruß durch geistvollen Inhalt, oder wenn nicht durch den neuen Inhalt, so doch durch die schöne Darstellung zu fesseln. Ich aber, der ich am Ozean und fast am Ende der Welt geboren bin, wie kann ich hoffen, daß ich aus der deutschen Öde des Geistes etwas Neues auf diesem Gebiet, oder etwas eueren verwöhnten Ohren Entsprechendes vorbringen werde? Euere Nachsicht und euere feine Bildung muß mir daher schützend zur Seite treten, damit ihr an meiner Rede, sie mag ausfallen, wie sie wolle, den Maßstab der Milde anlegt, damit ich außer anderen Wirkungen der Philosophie auch die aufzählen kann, daß sie Charaktere bildet, bei denen auch ein die Kräfte übersteigendes Beginnen und ein Erfolg, der hinter dem Wagnis zurückbleibt, Nachsicht findet. Ich aber will zum Ausgangspunkt meiner Rede den wichtigsten Gesichtspunkt für eine Behandlung meines Themas wählen, die Würde der Philosophie.

Woraus kann man sicherer auf ihren erhabenen Vorrang über alle übrigen Wissenschaften schließen als aus ihrem Ursprung? Alle übrigen Zweige des Wissens hängen von zufälligen Bedingungen ab und sind so recht dazu angethan, von Menschen dargeboten und von Menschen aufgenommen zu werden. Die Philosophie aber, die das Ewige und Himmlische zum Gegenstand hat, die das Wesen der Dinge, die sich dem menschlichen

Auge entziehen, erforscht, sie ist hehr, erhaben, ewig dauernd und, wenn wir unumwunden die Wahrheit sagen wollen, ein Geschenk der Gottheit. Denn wem entspricht es mehr, dem Menschen das zu geben, was das Grab überdauert, was keinem Ende entgegen geht und von allen Gütern allein die Lebenszeit überdauert, wie Gott selbst? Es giebt manches Ziel, zu dessen Erreichung menschliche Kräfte und menschliche Lebensbedingungen genügen. Ein Philosoph sein heißt aber mehr als ein Mensch sein, es heißt sozusagen die Fesseln der menschlichen Natur sprengen. Deshalb wählt die Philosophie ihre Jünger auch nicht durch ein Spiel des blinden Zufalls. Sie sucht sich vielmehr stets die Geister aus, welche am wenigsten Kontakt mit den Schwächen und Gebrechen der menschlichen Natur haben, solche, die ihre Vorzüge zu würdigen imstande sind, die das Höchste erfassen und dem Erhabensten zustreben. Diese erhebt sie immer mehr, macht sie ihrer würdig und stellt schließlich den, der die Befriedigung niederer Wünsche mit Füßen tritt, über das wankelmütige Glück und alles Menschliche. O wie groß und übermenschlich ist ein solches Los, das nur wenigen Sterblichen zu teil wird! Worin zeigt sich ferner die göttliche Seite der Philosophie besser und sicherer als im Erhabensein über räumliche und zeitliche Schranken? Denn frei und ungebunden bewegt sich der hehre Geist des Forschers. Ihn engen keinerlei Schranken ein, frei dringt er in alle Regionen vor, wo es wesenhafte Dinge giebt. Nicht bloß Länder und Meere durchforscht er, sondern auch den Himmel und die Welt der Gestirne. Die feinsten und subtilsten Gegenstände können sich seinem Forscherblick nicht entziehen, die erhabensten sind ihm nicht unerreichbar, die dichtesten setzen seinem Vordringen keine Schranke. Er unterwirft sich alles, erfaßt alles und durchdringt alles, ja er verfügt über alles, wie über sein Eigentum. Und warum sollte er auch nicht alles als sein Eigentum betrachten? Scheint es ja doch, als habe der Schöpfer das Weltall erschaffen, damit es ein Schauspiel und ein Gegenstand staunender Bewunderung für hochgestimmte Geister sei!

Der Philosoph lebt ganz den höchsten Problemen, auf ihre Erforschung ist all sein Denken und Wollen gerichtet. Er strebt nicht nach dem Niedrigen, er verwickelt sich nicht in

die Fallstricke unerlaubter Wünsche. Er allein erkennt die Vielheit der Gegenstände, er allein kann alles, was er will. Wodurch kann man also der Gottheit näher kommen als durch die Beschäftigung mit der Philosophie? Es möge sich übrigens niemand darüber wundern, daß ich sage, der Philosoph könne alles, was er wolle, denn es verhält sich thatsächlich so; er will nämlich nichts, was außerhalb der Grenze menschlichen Könnens liegt, und ich füge noch hinzu, nichts, was ihm verboten ist.

Denn auch den Vorteil bietet die Philosophie ihren Anhängern, daß sie ihre Seele bessert und läutert und von den Lastern ferne hält. Dies thut sie nicht etwa durch Erweckung der Furcht, wie es Gesetze und Männer des Gesetzes thun, sondern durch moralische Besserung. Sie verschmäht den äußeren Schein, den die Ehrgeizigen rühmen, sie veredelt durch Wahrheit und durch die ihrem Wesen innewohnende wirkende Kraft. Da nämlich die Natur alle einander entgegengesetzten Kräfte zu einem gegenseitigen Vernichtungskampf ausgerüstet hat, so kann ein gleichzeitiges Wirken guter und schlechter Kräfte auf geistigem Gebiet ebenso wenig in einer und derselben Persönlichkeit angenommen werden, wie an einem und demselben Gliede Gesundsein und Kranksein, bei einem Menschen Leben und Tod statthaben können. Schon die eifrige Beschäftigung mit der Wissenschaft und das rastlose Bemühen auf geistigem Gebiet haben nüchternes Wesen, Selbstbeherrschung und Mäßigung aller Affekte zur Folge. Sie halten alles ferne, was den Geist in Verwirrung bringt, und beruhigen ihn. Den Philosophen reißt keine Regung des Zornes mit sich fort, keine leidenschaftliche Liebe erhitzt sein Gemüt, der Neid nagt nicht an seinem Herzen; abgekehrt von den hinfälligen Gütern der Welt lebt er ausschließlich der Erforschung der Wahrheit. Da seine Gedanken sich mit erhabenen Lehren und himmlischen Dingen abgeben, läßt er sich mit den Leidenschaften, die auf ihn einstürmen, gar nicht in einen Kampf ein, sondern lächelt sozusagen von seiner Höhe auf sie herab und verachtet sie. Ich weiß wohl, das ich bei Unkundigen den Eindruck hervorrufen könnte, als komme es mir bei meinen Ausführungen mehr auf die schöne Darstellung als auf die Wahrheit an. Denn alle die, welche etwas Ähnliches noch nicht an sich erfahren haben, können meine Behauptung nicht verstehen. Man könnte daher meinen, es wäre besser

gewesen, auf hervorragende Männer hinzuweisen, deren Andenken durch das Gedächtnis von Jahrhunderten geweiht ist, und zu zeigen, daß sie dasselbe gesagt und ihren Worten durch die That und ihre ganze Lebensführung höhere Geltung verliehen haben. Aber ich halte es für überflüssig, die Geschichte längst vergangener Zeiten zu durchforschen, da ihr selbst für meine Behauptung ein vollgültiger Beweis seid. Sehe ich denn nicht, daß einige von euch das Haus, in dem sie geboren und erzogen worden sind, und die Heimat, wo, wie man sagt, die Sonne am schönsten scheint, verlassen haben und hierher in eine Art von selbstgewähltem Exil gekommen sind? Sehe ich nicht, daß andere, die hier geboren sind, zu Hause und bei den Ihrigen nicht viel anders leben als wie in der Verbannung? Sie haben alles aufgegeben und sich der Philosophie gewidmet. Was bedarf ich da noch gewichtigerer Zeugen? Denn ihr konntet ja euer Leben in Ansehen und Überfluß genießen. Euere Jugend stellte euch Freuden in Aussicht, euer Reichtum behaglichen Genuß, euere Beliebtheit eine gewisse Ungebundenheit. Trotzdem habt ihr, als euere Seele einmal im Feuer der wissenschaftlichen Forschung warm geworden war, alle diese Güter in ihrem Unwert erkannt, ihr habt ihnen den Laufpaß gegeben und sie Höherem Platz machen geheißen. Somit verleiht uns die Philosophie das, was man immer für das Schwerste gehalten hat, den Sieg über die Verlockungen, die in den menschlichen Verhältnissen liegen. Das, was selbst für die, welche sich ausschließlich darauf verlegen, ein Werk vieler Anstrengung und harter Arbeit ist, die Überwindung der Genußsucht, des unverdrossensten aller Feinde der Tugend, das bietet euch die Philosophie. Und sie thut dies nicht etwa auf eine unangenehme Weise, sondern unbemerkt und dadurch, daß sie uns anderweitig beschäftigt. Sie führt unsere Seele zum Besseren ohne sie zu ermüden, sie wendet sie von den Lüsten ab, ohne einen Zwang fühlen zu lassen.

Es ist in der That eine angenehme Aufgabe, die Ursache einer solchen Wirkung zu ergründen. Ich finde sie in der Thatsache, daß der Philosophie eine unserem Geist ungemein sympathische Eigentümlichkeit innewohnt, nämlich die Belehrung über das Wesen der göttlichen und menschlichen Dinge. Denn ihre Erforschung ist so recht die unserer Seele und ihrer

Natur entsprechende Beschäftigung. Sie kann unser Geist im reichsten Maße und ohne Unterbrechung aushalten. Anders verhält es sich mit unserem Körper! Er besteht aus trägen und bewegungslosen Bestandteilen. Ohne fremde Gewalt und ohne Impuls von außen können sie sich weder bewegen noch eine Bewegung hervorbringen. Ja, sie nehmen sogar, wenn sie zu lange Zeit in Thätigkeit gehalten werden, Schaden und erlahmen durch zu heftige Bewegung; sie machen selbst die Kraft, durch die sie bewegt werden, müde und stumpfen sie ab. Wir sehen den Äther unbeweglich und ruhig. Die Meereswogen legen sich nach Stürmen und Unwettern und die See bietet dem Auge ein Bild der Ruhe dar. Auch das Erdreich ist gewissermaßen träge, denn gelockert durch Regengüsse und ausgekocht durch die Strahlen der Sonne, stillt es gleichsam ungern und nur gezwungen unseren Hunger. Ja, ich glaube sogar, daß selbst der Himmel, wenn ihn nicht eine ruhelose und nie ermüdende Kraft drehen würde, schon längst seine Bewegung eingestellt hätte — sein Stillstand ist ja ohnehin prophezeit. — So wenig wohnt der Materie Initiative und Triebkraft inne! Wenn sie ihrer eigensten Natur nachgeben kann, versteht sie sich nur auf die Unthätigkeit und Unbeweglichkeit. Der Geist dagegen ist rege, lebhaft und rührig; er hat Freude an der Thätigkeit, übt sich durch sie, und das, was für die übrigen Wesen Mühe und Anstrengung bedeutet, ist so recht eigentlich seine Natur. Er muß daher eine unfaßbare Freude genießen, wenn er sich auf dem seinem Wesen entsprechenden Gebiet bethätigen kann, wenn er ohne Rücksicht auf die übrigen Dinge, getrennt von seinen Sorgen, sich selbst zurückgegeben, sich der reinen und ungetrübten Denkthätigkeit hingiebt, sei es, daß er sich in sein eigenes Ich versenkt und seine herrliche, Gott ebenbildliche Natur bewundert, sei es, daß er seine geflügelten Gedanken über die ganze Welt und das gewaltige Reich der wesenhaften Dinge schweifen läßt.

Denn es kann doch wohl nichts Erhabeneres und nichts Sinnreicheres geben, als die Erkenntnis, daß unsere Natur und unsere Fähigkeiten uns hoch über die übrige sichtbare Welt erheben. Dabei ist diese Freude nicht etwa flüchtig und rasch vorübereilend, so daß man sie zurückwünschen muß; nein, sie kann täglich erneuert werden und füllt stets von neuem unseren

Geist aus. An die tägliche Beschäftigung mit ihr gewöhnt man sich allerdings, aber die Freude an ihr bleibt stets neu.

Der Hauptgewinn beruht darin, daß der Geist nicht sich selbst dunkel und fremd bleibt, sondern seine natürlichen Vorzüge erkennt, gewissermaßen die Grenzen seiner Natur überschreitet und sich dessen völlig bewußt wird. Denn die Hauptsache bei dem Glück besteht darin, daß man von seinem Glücke auch überzeugt ist. Wo giebt es dann einen Platz für das Böse oder für ein unwürdiges Vergnügen? Denn eine gutgeartete Seele flieht alle Lüste, nicht allein weil sie sich mit ihrer Natur nicht vertragen, sondern weil sie reich sind an süßem, aber gerade deshalb verderbenbringendem Gift. Sie werden uns ja niemals ungetrübt zu teil. Mit Mißtrauen müßte uns zunächst schon unser krankhaft erregter Zustand erfüllen. Wenn wir von ihnen getrennt werden, sträubt sich unser Herz, dennoch kämpft es immer, wenn es sich zu dem Besseren hingezogen fühlt, gegen sie an. Wenn sie ferner uns verlassen oder uns im Übermaß Befriedigung gewährt haben, stellen sich Reue und Überdruß ein. Wer mag da noch der Lust nachjagen? Ist es denn so ein großes Glück, zuerst Unruhe und dann Mißbehagen zu empfinden? Wie viel höher steht da, wenn man überhaupt einen Vergleich wagen darf, die Freude, die dem Menschen die Beschäftigung mit der Philosophie gewährt? Sie ist lauter, sie ist rein, sie ist ungetrübt, und je reichlicher man sie kostet, desto mehr entzündet sie das Verlangen nach sich. Sie wird nicht lästig durch Fülle und wird daher auch nicht infolge von Übersättigung verschmäht. Sie allein bringt es dahin, daß wir weder durch das Verlangen nach dem Bevorstehenden von der Gegenwart abgezogen werden, noch umgekehrt aus Liebe zur Gegenwart die Zukunft fürchten. Wenn wir den einmal verwerteten Maßstab des Angenehmen beibehalten wollen, so kann man sagen, die Philosophie überstrahle alle unsere sonstigen Glücksgüter, wie die Sonne die übrigen Gestirne, die Unannehmlichkeiten dagegen besiege sie wie das Licht die Finsternis. Denn in der That, alles Widrige ändert seine Natur, wenn es mit der Weisheit in Berührung kommt.

Wie kann man einen solchen Erfolg genügend würdigen? Wie kann man durch die Verherrlichung einigermaßen der Majestät und der Erhabenheit der Philosophie gerecht werden?

Denn sie verleiht uns das, weswegen wir die Gottheit mit Gebeten ermüden, sie unterwirft ihren Normen das Schicksal, denn, wo sie wirkt, tobt und wütet es umsonst. Fürwahr, diese Wissenschaft ist zu erhaben, als daß ihrer Würde mein schwaches Lob vor einem verhältnismäßig kleinen Hörerkreis entspräche. Sie erfordert vielmehr eine volltönende, reiche Beredsamkeit, die von dem Menschengeschlecht in seiner Gesamtheit vernommen werden kann. Denn kein Gegenstand hat die Gemüter der Menschen eifriger beschäftigt als das Problem, wie man den drohenden Unglücksfällen, den Angriffen und den Gefahren glücklich entrinnen kann. Zu diesem Endzweck übersteigen wir unsicheren Fußes die himmelhohen Alpen, die in Eis und Schnee starrenden Berge, zu diesem Zweck befinden wir uns auf dem gebrechlichen Fahrzeug, preisgegeben dem Spiel der Winde und der Wogen. Zu diesem Zweck durchstreifen wir trostlose Gegenden; unser Weg führt uns durch das Gebiet wilder Tiere und Völkerstämme, welche die Aussicht auf Beute noch wilder macht, durch Länder, wo es im Winter heiß und im Sommer kalt ist. Eisen, Feuer und Felsen schrecken uns nicht zurück. Wir steigern unsere Fähigkeit, dem Schicksal entgegenzuwirken. Wir rufen neue Gefahren wegen der schon vorhandenen hervor und fallen, während wir uns der einen Todesart entziehen wollen, einer anderen zum Opfer. Es ist, als hätten wir, gegen das natürliche Herkommen, die Augen nach rückwärts, denn jeder sieht nur das, wovor er flieht, dagegen nicht den Abgrund, dem er zueilt. Ruft die Philosophie da nicht mit Recht aus: „O wie verblendet ist der Sinn des Menschen, wie thöricht sein Herz! In welch' beängstigendem Dunkel, unter welch' großen Gefahren wird das kurze Menschenleben dahingebracht!" — Sie aber hat Erbarmen mit uns. Sie streckt ihre gütige, hilfebringende Hand aus. Sie giebt dem durch den Wirbel der Erscheinungen verwirrten Geist Ruhe und Kraft.

Sie lehrt uns alle Güter nach dem wahren Wert bemessen. Sie zeigt uns, daß das Verlangen nach Glück Befriedigung findet, wenn wir unsere Wünsche mäßigen, sie lehrt uns, daß es die Seelenstärke ist, die uns im Glück Trost spenden kann. „Ihr werdet gepeinigt," sagt sie, „von der Furcht vor den Übeln, nicht von den Übeln selbst. Ihr Beklagenswerten, ihr wißt

weder, was ihr flieht, noch welchem Ziel ihr zustrebt, und während ihr ein Mittel gegen den Gegenstand euerer Furcht sucht, fallt ihr gerade dem Verderben anheim, dem ihr entrinnen wollt." Es ist mir nicht unbekannt, daß es wunderbare Zaubersprüche und Geheimkulte gab, wodurch man glaubt göttliche Strafgerichte und Unglücksfälle abwenden zu können. Die Philosophie bietet noch mehr; sie, die allen Wechselfällen des Lebens gegenüber stets die nämliche Miene zeigt, sie bestreitet überhaupt die Existenz der Übel. Manche haben gelehrt, wie man die Sinne unempfindlich machen und so bei Schmerz und Qual die Gleichgültigkeit einer Leiche annehmen könne. Auch im Vergleich hiermit steht die Philosophie höher, denn sie zeigt uns, wie man dem Schmerz ins Antlitz schauen, ihn fühlen und doch verachten kann. Sie steht uns überall und alle Zeit zur Seite und deckt uns gegen die Pfeile des Schicksals, stets treu, gütig und ungebrochen. Sie verachtet nicht Armut, fürchtet nicht die Verbannung und schreckt nicht vor dem Kerker zurück. Sie geht mit in die Folterkammer und zeigt sich angesichts der zahlreichen Marterwerkzeuge als eine Trösterin und stärkt den Unglücklichen zum Ertragen der Qualen. Setzen wir den Fall, es bekommt einer den Tod angekündigt. Wenn er ein Philosoph ist, wird er sagen: „Mein Leben ist zu Ende, ich habe die vom Schicksal vorgezeichnete Strecke zurückgelegt." Das Geschick raubt einem sein Vermögen. „Du darfst nicht glauben," spricht er, „daß du mir einen großen Schmerz bereitest, denn ich habe die Glücksgüter ja nur zum Nießbrauch; nimm nur, was du mir gegeben hast." Ein Tyrann droht mit qualvoller Hinrichtung. „Ich danke der Natur, daß sie mich nicht mit Siechtum und Krankheit heimgesucht hat. So habe ich wenigstens einen, auf den ich schelten, über den ich klagen kann." Einen anderen quälen Krankheiten. „Ich bin dem Naturgesetze unterworfen," spricht er, „wenn es maßvoll sein Recht geltend macht, dann lasse ich es mir gefallen; wenn es aber allzusehr tobt und wütet, dann ist die Erlösung nahe, auf die ich wie einer, der einen ungerechten Herrn hat, meinen Rechtsanspruch geltend machen kann."

Kann somit irgend jemand einen glänzenderen Vorzug besitzen als den, vermöge dessen man alles, was so sehr gefürchtet wird, überwinden kann? Manche hat es gegeben, die

wegen der Entdeckung gewisser Kräuter oder wegen der Erfindung eines Heilmittels gegen eine einzige Krankheit für göttliche Wesen gehalten wurden, oder sich wenigstens einen bleibenden Namen unter den Menschen erworben haben. Was für einen unsterblichen Ruhm verdient da die Philosophie, die nicht bloß gegen das eine oder das andere Übel Mittel hervorgebracht, sondern jegliche Heilkraft gesucht, gefunden und bekannt gegeben hat. Sie schafft ferner nicht etwa nur in einigen wenigen Fällen Abhilfe, sondern alles, was für den Menschen ein Gegenstand des Schreckens ist, wirft sie durch einen einzigen Stoß zu Boden. Der größte Redner sagt, die Sklaverei sei das größte Unglück und furchtbarer als der Tod. Aber der Philosoph Diogenes hat sie nicht nur männlich, sondern sogar gerne ertragen. Von Seeräubern war er gefangen und als Sklave verkauft worden. Als nun seine Angehörigen Lösegeld anboten, machte er seine Ansprüche auf seine gegenwärtige Lebenslage geltend und zeigte so, daß keine Gestaltung der Verhältnisse für ein Unglück anzusehen sei, wofern sie uns nicht die Möglichkeit der Ordnung unseres Innern nimmt. Die Philosophie trieb den Plato nach Sizilien. Da sie ihm gebot, fürchtete er weder das Meer, noch die Seeräuber, noch die Kälte des Tyrannen, noch das, was noch schlimmer war, wie der Tyrann, das Wohlleben in Sizilien. Alles das riskierte er nicht etwa, um seine Verhältnisse zu verschönern, sondern um einen andern zu bessern. Plotin, der allerdings lange das Schicksal gereizt hatte, war endlich von einer schweren und langwierigen Krankheit ergriffen worden. Er fühlte, wie sein Organismus durch eine ekelhafte Seuche zerstört und allmählich aufgelöst wurde. Trotzdem fuhr er fort sein Geschick zu preisen und rief damit einen um so tieferen Eindruck hervor, da er nun auch der Zeuge für die Sache geworden war, die er zuvor nur als Anwalt verteidigt hatte. Sokrates selbst begab sich in das Gefängnis, er, der sterben sollte. In ungebeugter Haltung, rüstigen Schrittes ging er dem Führer voran. Man gab ihm eine Gelegenheit zur Flucht, man redete ihm zu, er aber verhielt sich ablehnend. Denn die Scheu vor dem Tode hielt er für ein viel größeres Unglück als den Tod selbst. Daher griff er mit sicherer Hand nach dem aufgelösten Gift, lobte den, der es ihm reichte, und trank es aus, ohne zu zittern, heiter, einem Durstenden

vergleichbar. Dann tröstete er die anwesenden Freunde und richtete sie auf, als ob er die schönste Hoffnung für den Verlauf der Sache hätte. Woher haben denn diese Männer eine so hervorragende Standhaftigkeit, in allen Lebenslagen eine so staunenswerte Seelenstärke? Die Philosophie hat sie in die Schule genommen, sie hat ihnen gezeigt, daß alles, was die Uneingeweihten fürchten, was für sie voller Schrecknisse ist, in Wirklichkeit kein Übel ist. Kann man somit irgend etwas höher stellen als die Philosophie, kann man etwas Erhabeneres ausdenken?

Denn durch sie erlangen wir die gleichmäßige, ruhige Stimmung allem dem gegenüber, was Gegenstand der Furcht oder der Hoffnung ist, was die Leidenschaft erstrebt, der Zorn verlangt, und was als das Höchste dem Menschen zu teil werden kann, so daß alle Wünsche schweigen. Wenn aber einer da sein sollte, der auf diesem Gebiete weniger Erfahrung besitzt, und nun hört, was ich hier zum Lob der Philosophie sage, daß sie das höchste und größte Gut ist, das der Schöpfer dem Menschengeschlecht verliehen, daß unter ihrer Führung der Mensch der Gottheit am nächsten kommt, daß sie und ihr herrliches Gefolge aller Tugenden unsere Herzen mit Liebe und Sehnsucht erfüllen, daß wir alles andere verachten und im Stich lassen, daß sie all' unser Sehnen und Verlangen auf die reinste, dauerndste und überschwenglichste Weise stillt, daß es endlich sie ist, durch die wir bei einer so großen Mannigfaltigkeit der menschlichen Lebensverhältnisse frei von Furcht, sorgenlos und ruhig werden. Wenn, sage ich, ein Uneingeweihter dies hört, wird er dann nicht mit Recht mich fragen: „Was ist denn eigentlich deine vielgepriesene Philosophie, worin besteht sie, was verheißt sie? Wir möchten ihr näher treten, sie kennen lernen. Mache uns doch mit ihrem Wesen bekannt! Es folgt jeder doch am besten seinem Urteil, und alle wollen das kennen lernen, was für sie von so hoher Bedeutung ist." Wer so spricht, der verlangt meines Erachtens nichts Unbilliges, und ich will ihm auch nicht hinsichtlich dieses seines Wunsches eine Enttäuschung bereiten. Da ich die Philosophie nun nicht ihrer Würde entsprechend verherrlichen kann, will ich lieber ihr Wesen dem Verständnis näher bringen und es jedem sozusagen von Angesicht zeigen, damit er es nach Maßgabe seiner natürlichen

Veranlagung würdigen möge. Indem man der Philosophie diesen der griechischen Sprache entlehnten Namen gab, wollte man sie als die Liebe zur Weisheit kennzeichnen, d. h. als die Liebe zur Erkenntnis der göttlichen und menschlichen Dinge, die mit dem Streben nach einer wohlgeordneten Lebensführung verbunden ist. Mir scheint diese Begriffsbestimmung das Wesen der Sache mit wünschenswerter Klarheit zu bezeichnen, und alles, was man zu dem Ruhm der Philosophie sagen und denken kann, liegt schon in ihrem bedeutungsvollen Namen. Dennoch aber wollen wir uns nun den einzelnen Teilen zuwenden, uns einen tieferen Einblick in ihr Wesen gestatten und sie mit größerer Sorgfalt betrachten. Denn fürwahr, unsere Mühe wird reichlichen Lohn finden, selbst wenn er nur darin bestehen sollte, daß wir sie, die im höchsten Maße dessen würdig ist, kennen lernen, um wenigstens eine Vorstellung von ihr zu haben. Drei Dinge sind es vornehmlich, die dem Menschen einen Vorrang vor den übrigen lebenden Wesen sichern. Das erste ist die Fähigkeit, durch die er alle Dinge zum Gegenstand seiner Erkenntnis macht und ihr Wesen erforscht. Das zweite ist die Art und Weise, wie er seine Handlungen ordnet und seine ganze Lebensführung einrichtet. Das dritte ist die Möglichkeit, den Gedanken einen sprachlichen Ausdruck zu geben und die einzelnen Dinge durch entsprechende Worte zu bezeichnen. Also das Erkenntnisvermögen, die praktische Vernunft und die Gabe der Rede.

Den Teil der Philosophie nun, der sich auf die Darstellung der Gedanken bezieht, nennt man Logik, auf die Einrichtung des Lebens bezieht sich die Ethik. Die Physik handelt von der Erkenntnis des Wesens der Dinge. Wir wollen die Lehre von der Darstellung der Gedanken zum Ausgangspunkt nehmen, denn schon als Knaben haben wir unsere Studien mit diesem Gegenstand begonnen. Drei Dinge sind es zunächst, die zu einer vollendeten Darlegung der Gedanken gehören. Sie muß korrekt, einleuchtend und schön sein. Das erste ist die Sache der Grammatik, das zweite die der Dialektik, das dritte die der Rhetorik. Es würde zu weit führen, wenn ich hier alles dies genau auseinandersetzen wollte. Was zunächst die Grammatik anlangt, welch' große Mühe erfordert es, sie in ihrem ganzen Umfang zu umfassen! Bei jedem Worte die Ableitung, die

Bedeutung und die Eigentümlichkeit seines Gebrauchs anzugeben, die Gesetze des Satzbaues zu beobachten, der richtigen Aussprache und Schreibung der Worte Rechnung zu tragen. Der Grammatiker muß fortwährend die Werke so vieler Schriftsteller unter seinen Händen haben, er muß die Geschichte beherrschen und alles erfassen, was die Dichter in ihre Gedichte eingeflochten haben. Er muß, um es kurz zu sagen, sich wo nicht gerade in dem Allerheiligsten aller Wissenschaften aufhalten, so doch wenigstens einen Blick in ihre Vorhallen werfen. Man hat daher mit Recht gesagt, daß dieser Bau mehr Mühe erfordert, als man der Façade anmerkt. Ebenso verhält es sich mit der Dialektik. Es erfordert einen im hohen Grade schlagfertigen, nach allen Richtungen hin gewandten Geist, zu sehen, welche Züge dem Wesen einer Sache zukommen, welche ihm widerstreiten, das Ähnliche, das Unähnliche, das Identische und das Verschiedene zu erkennen, ferner die Erklärung des Wesens einer Sache durch scharfe Abgrenzung, die Aufzählung der Teile auf Grund sicherer Scheidung zu geben. Man muß alle Seiten einer Sache in der Argumentation verwerten, den Angriffen der Gegner ausweichen und begegnen, sie zurückgeben und so den Gegner mit seiner eigenen Waffe niederwerfen. Diese Wissenschaft eröffnet uns den Weg und den Zugang zu allen übrigen. Sie zeigt uns die Gesichtspunkte und Kennzeichen, die wir zu einer Ergründung der einzelnen Dinge bedürfen, sie setzt uns in stand, mit Hilfe dieser Anhaltspunkte vorauszusehen, was für und wider eine Sache geltend gemacht werden kann.

Unter diesen Umständen sind offenbar die der Wahrheit ziemlich nahe gekommen, die behaupten, alles, was der Redner hinsichtlich der Auffindung des Stoffes für seine Aufgabe erklärt, das komme eigentlich der Dialektik zu; die Anordnung des Stoffes dagegen und die kunstvolle, geglättete Darstellung, das sei erst die eigentliche Aufgabe der Rhetorik. Doch selbst dieses setzt schon eine glückliche Naturanlage voraus. Denn es erfordert große Kunst und lange Übung, bei einer solchen Mannigfaltigkeit an Gegenständen, Situationen, Zeitumständen, Redenden und Zuhörern die Eigenart zu erkennen und den jedesmaligen Verhältnissen entsprechend die Art der Darstellung zu wählen, wie ein Musiker die Saiten des Instruments. Diese Aufgabe ist so schwierig, daß man in allen Jahrhunderten

nur wenige fand, die hierin eine hohe Meisterschaft besessen haben. Solche aber, bei denen man gar nichts vermißte, bei denen man gar keine Ausstellungen machen konnte, gab es überhaupt nicht. Doch, wie gesagt, es wäre zu weitläufig, alle Punkte weiter zu verfolgen und über jeden einzeln zu handeln. Da aber drei Dinge das Wesen der Beredsamkeit ausmachen, genügt es zu sagen, daß die Beredsamkeit eine solche Macht besitzt, daß sie nicht etwa über die äußeren Verhältnisse und die Leiber der Menschen, sondern selbst über die Affekte herrscht und daß sie auf das Zwang ausübt, was seiner Natur nach am meisten jeglicher Nötigung widerstrebt, auf den Willen. Daher sagt bei Euripides die Hekuba so trefflich:

„Was müh'n wir uns, wir Menschen, was erforschen wir
Die Wissenschaften alle, wie es würdig ist,
Indes wir jene, die allein die Welt beherrscht,
Die Kunst der Überredung, nicht vollkommener
Für Lohn zu lernen streben, um für jeden Wunsch
Die Geister stimmend, alles durchzusetzen einst?"

Viele allerdings begnügen sich damit, nur diesen einen Zweig der Philosophie zu pflücken; sie vernachlässigen alles übrige und geben dem Schönreden den Vorzug vor dem Schöndenken. Denn sie haben ja gesehen, daß einer glanzvollen Darstellung eine so bedeutende Macht innewohnt, daß man nicht leicht etwas finden kann, das einen bequemeren und ebeneren Weg zum Vorteil, zum Ruhm, zur Beliebtheit bei der Menge und zur Gunst zeigen könnte. Berühmt und höchst bedeutungsvoll sind ja auch die konkreten Beispiele. Denn viele sind besonders in früheren Jahrhunderten, aber ab und zu auch in unseren Zeiten ausschließlich durch die Gabe der Rede zu großem Einfluß gelangt. Sie kamen aus ganz dürftigen Verhältnissen zu bedeutendem Reichtum, sie traten aus dem Dunkel ihrer Herkunft in das helle Licht geschichtlicher Bedeutung.

Ich aber, der ich mir im Eingang meiner Rede die Philosophie als Thema gewählt habe, rechne in diesem Zusammenhang nur mit einer hehren und lauteren Beredsamkeit, nicht mit einer, die durch Habsucht und niedere Bestrebungen verunreinigt ist.

Eine Beredsamkeit, die das Schlechte empfiehlt und das Verbrechen verteidigt, würdige ich gar nicht dieses Namens.

Nur der Redekunst, welche zum Guten ermahnt, edele Thaten preist, der wahrhaft schönen, sittlich guten und verdienstvollen gebührt er, sei es, daß der Redner selbst große Erfolge zu verzeichnen hat, sei es, daß er die Verdienste anderer feiert. Ihr danken die Dichter ihren über die zeitlichen Schranken erhabenen Ruhm, ihr die Geschichte ihren Glanz und die imponierende Größe. Durch sie bewirken es die Redner, daß sie nicht allein ihrer Zeit nützen, sondern auch der Nachwelt Denkmäler ihres Wissens hinterlassen. Ja, selbst die Philosophen, die es in diesem Punkt leichter zu nehmen scheinen, erfahren gerade von der Seite der Beredsamkeit sorgfältige Berücksichtigung. Denn mit der Thätigkeit des Redners verhält es sich nicht so einfach, wie viele glauben. Er muß alle Zweige der Philosophie durcharbeiten, besonders die Naturphilosophie. Er muß alle Affekte und Seelenstimmungen kennen, er muß wissen, wie er sie erregen und wieder beruhigen kann.

Da er ferner seine Rede der Individualität des einzelnen anpassen muß, frage ich: Wie kann das einer, der das Wesen eines jeden nicht ermittelt und sorgfältig erforscht hat? Doch die Erwähnung der Naturphilosophie erinnert mich daran, daß ich im Verlauf meiner Rede auch über sie zu sprechen habe. Alle Dinge, deren Wesen wir erforschen, zeigen eine dreifache Verschiedenheit. Manche von ihnen bestehen aus einer dichteren, körperlichen Materie und sind zusammengesetzt. Ihr Entstehen, ihr Vergehen, ihr Bewegen und ihre sinnfälligen Eigenschaften bilden den ganzen Gegenstand für die wissenschaftliche Erforschung und Darstellung. Diese Erkenntnis nennen wir Physik im engeren Sinne. Andere Eigenschaften haften ebenfalls dem Körperlichen an, werden aber ihrer Natur nach getrennt uud ohne Rücksicht und Bezugnahme auf das Körperliche behandelt. Diese Wissenschaft wurde von den Griechen wegen des hervorragenden Grades der Gewißheit schlechthin Mathematik genannt. Eine dritte Gruppe umfaßt die Wesen, deren Substanz rein und frei von jeder Beimischung ist. Zu ihnen gehört der Schöpfer des Weltalls, Gott, zu ihnen jene erhabenen und hehren Geister, die in die tiefsten Geheimnisse eingeweiht sind. Ihr Wesen ergründet die Theologie. Den Teil der Wissenschaft, den ich oben Physik im engeren Sinne genannt habe, nehmen viele auf mannigfache Weise als

ihr Gebiet in Anspruch. Dennoch hat offenbar die Medizin, jene zuverlässige Spenderin der Gesundheit und Beschützerin des menschlichen Lebens, mit besonderem Recht Anspruch auf die Naturwissenschaft in ihrem ganzen Umfang. Ihre Verherrlichung würde wegen des vielseitigen Wissens, das zu ihrem Wesen gehört, und wegen der Mannigfaltigkeit und der Fülle der Erscheinungsformen eine besondere Rede erfordern. Denn sie hat vor den anderen Wissenschaften die Eigentümlichkeit voraus, daß sie nicht nur den Geist bildet, sondern auch für den Körper Sorge trägt und den ganzen Menschen schützt und erhält. Daher müßte es ihr, wenn irgend einer Wissenschaft, erlaubt sein, ihren Ursprung und ihre Anfänge, wie es ja auch die Vorzeit that, auf die Erfindung einer Gottheit zurückzuführen. Denn mit einer solchen und so unglaublichen Sorgfalt und solchem Geist hat sie die Eigentümlichkeiten der Kräuter, der Bäume, der Steine, der Metalle und aller lebenden Wesen erforscht. Sie hat es in ihrer Fürsorge gewagt, in die tiefsten Meere zu tauchen, die innersten Falten der Erde aufzudecken, in den ausgedehntesten Wäldern umherzuschweifen, unbetretene Bergeshöhen zu erklimmen, bis an die Grenzen des Erdkreises vorzudringen, damit es nichts gäbe, was sich ihrer Kenntnis entzieht. Sie hat alle Gegenstände aufgesucht und zugänglich gemacht. Sie hat das Wesen und die Kräfte der gesamten Schöpfung nicht bloß zum Gegenstand wissenschaftlicher Erkenntnis gemacht, sondern auch in den Dienst der Menschheit gestellt. Daher mag man wohl gerade deshalb angenommen haben, daß im Menschen eine übermenschliche, göttliche Kraft wirksam sei, weil das Bemühen des Sterblichen einer solchen Aufgabe nicht gewachsen zu sein schien. Was soll ich reden von der vielfältigen Gestalt, Beschaffenheit und Bestimmung der einzelnen Körperteile? Wer könnte die Sorgfalt schildern, mit der die Medizin dies alles erforscht und Heilbringendes von Verderblichem gesondert hat? Sie hat eine solche Menge von Krankheiten, die auf der Verschiedenheit der Zeitumstände, der Plätze, der Altersstufen, der Geschlechter und der individuellen Anlage beruht, erkannt, für jede einzelne ein Heilmittel in Aussicht genommen, es mit Sorgfalt verordnet und mit peinlicher Gewissenhaftigkeit die Dosen bestimmt. Was war das für ein fruchtbarer Geist, der solches erfand, was für ein zuverlässiges Gedächtnis, das alles

das umfaßte? Etwas Göttliches, etwas Übermenschliches ist es. Denn was sollte es sonst sein, wenn man das entfliehende Leben mit sicherer Hand zurückhält und den Menschen, der schon an dem Rande des Grabes steht, sich selbst und dem Leben wiedergiebt? Denn leben und die Luft einatmen ist allerdings Sache des Menschen, aber das Leben zu verleihen oder den Tod abzuwenden, das scheint mir in der That etwas Göttliches zu sein.

Der Menschengeist selbst scheint nicht anders geurteilt zu haben. Denn nachdem er sich bei der Erforschung so vieler Gebiete durch eine Probe von seiner Größe überzeugt hatte, hielt er es unter seiner Würde am Erdreich zu haften. Um sich auf das Himmlische vorzubereiten, erforschte er zunächst die Theorie und die Ausmessung der Größenverhältnisse und der Figuren, dann fügte er die Kenntnis der Zahlenverhältnisse hinzu und wandte nun seine Blicke gen Himmel. Er erforschte die mannigfachen und irreleitenden (vagos) Bahnen der Gestirne im Weltall, die durch eine so beschleunigte Umdrehung der Himmelskörper hervorgerufene Harmonie, die zu lieblich und zu rein ist, als daß sie den Weg zu unserem so wenig feinfühlenden Ohre fände. Letzterer verlieh er auch auf unserem Gestirn Ausdruck, indem er in die Welt der Töne Rhythmus und Melodie brachte. Die erste Kunst nennt man die Geometrie, die zweite die Arithmetik, die dritte die Astronomie, die letzterwähnte die Musik. Alle aber faßt man unter dem oben genannten Namen Mathematik zusammen. Sie stand zuerst bei den Chaldäern, dann bei den Ägyptern in großem Ansehen. Dann wurde sie in der griechischen und römischen Litteratur verherrlicht. Große Verehrung genoß sie in der alten Zeit, in unserem Jahrhundert wurde sie infolge der Trägheit und Gewinnsucht der Menschen, die der einträglichsten Beschäftigung den Vorzug vor den edelsten geben, nicht so recht eifrig betrieben. Völlig vernachlässigt wurde sie allerdings auch nicht, und sie hat noch und zwar mit Fug und Recht ihre Verehrer, die sich für dieses schlichte und kühle Schattenbild der schönen Wissenschaften erwärmen. Die Geometrie und die Arithmetik bereiten schon durch die absolute Gewißheit ihrer Resultate dem Geist des Menschen eine überaus große Freude. Denn durch nichts läßt sich ihre Konsequenz stören und der

Zusammenhang ihrer Teile ist so zwingend und so fest gefügt, daß man kein Glied aus seiner Verbindung loslösen und anderswo einschalten kann. Daher gab es Leute, die auf Grund dieser Wissenschaften die Prinzipien aller Dinge, die ja auch den höchsten Grad der Sicherheit haben, im Gebiet der Mathematik suchten und behaupteten, das Wesen der Dinge beruhe auf der Zahl. Die Astronomie aber beobachtete die nämliche Gesetzmäßigkeit, die wir schon in der uns umgebenden Natur erst bei ernstem Forschen verstehen, am Himmel. Sie fügte aber noch etwas Weiteres hinzu. Sie betrachtete den Himmel als den Dolmetscher der göttlichen Ratschlüsse und suchte an ihm die Zukunft abzulesen. Sie prophezeite den Ländern und Völkern Frieden, Fruchtbarkeit, Fülle, Mangel, Krankheit und Gesundheit. Selbst dem einzelnen Menschen zeichnete sie vom Beginn seines Lebens den Verlauf und das Ende desselben vor. Sie verheißt den Armen Königreiche und den Königen Armut. Wahrlich, ein gewaltiges und staunenswertes Vertrauen auf die Wissenschaft, wenn einer das vorherzusagen wagt, was der, dem es gesagt ward, weder zu hoffen wagt, noch fürchten darf. Was soll ich noch von der Musik reden, nach der Entscheidung des erlauchtesten Fürsten? Da er ihr eine so hohe Bedeutung beilegt, wie wir alle wissen, möchte ich nicht, daß es den Anschein hat, als erachte ich die Kunst für nicht genügend gelobt, die er in so hohem Grade ausgezeichnet hat. Ist er ja doch ein so hervorragender Mann, daß er durch sein Zeugnis ihr nicht nur das Ansehen, das sie schon genießt, erhalten, sondern selbst, wenn sie keines hätte, durch die Bedeutung seines Namens verschaffen könnte.

Doch von ihr werde ich einmal an einer anderen Stelle reden müssen, schon damit ich nicht in selbstgefälliger Weise meiner eigenen Liebhaberei geschmeichelt zu haben scheine.

Was bleibt einem, der diesen Bildungsgang durchgemacht hat, noch übrig, als unter der Führung der Theologie zu untersuchen, was das für ein Wesen ist, durch dessen Kraft das Weltganze gehalten wird, auf dessen Befehl und Gebot die feste Ordnung der Dinge beruht? Wenn ich über diese Wissenschaft reden muß, scheint es mir das Beste, dem Timanthes zu folgen. Bei seinem Gemälde: „Die Opferung der Iphigenie“ hatte er alle charakteristischen Züge des Schmerzes für die Mienen der

Zuschauer verbraucht. Als er nun an der entsprechenden Darstellung des vom Schmerz überwältigten Agamemnon verzweifelte, stellte er ihn mit verhülltem Antlitz dar. Denn er hielt es für besser, dieser Aufgabe sich zu entziehen, als sie unglücklich zu lösen. In einer ähnlichen Lage befinde ich mich. Im Gefühl meiner Unzulänglichkeit halte ich es für das Beste, von der Theologie nicht zu reden und ihrer Majestät nur durch staunendes Schweigen zu huldigen.

Es ist nun noch ein Teil der Philosophie übrig. Er handelt von der Gestaltung der Lebensführung und von der Veredelung der Sitten und führt daher den Namen Sittenlehre.

Sie enthält zunächst Warnungen vor den Begierden, den Leidenschaften und der Willensschwäche, dann stellt sie Normen für die Lebensführung auf. Ihr Ansehen beruht auf ihrer praktischen Bedeutung. Das Menschenleben in seiner ganzen Ausdehnung ist ihr Gebiet. Ohne ihre Unterweisung und Führung kann keiner weder im privaten, noch im öffentlichen Leben, weder in der Mußezeit, noch in der Wirksamkeit, weder im Krieg noch im Frieden, weder im Gewühl des Lebens noch in der Abgeschiedenheit richtig handeln. — Viele gingen sogar soweit, daß sie behaupteten, die Ethik allein verdiene den Namen Philosophie, und der Meinung waren, die Erforschung der übrigen Zweige sei überflüssig und nur eine Unterhaltung des Geistes, der seine freie Zeit nicht völlig unthätig verbringen will.

Der Himmel und die Erde, sagen sie, sind den Gesetzen, die sie einmal empfangen haben, unterthan, sie bedürfen nicht der Sorge des Menschen. Ihre lang andauernde Erforschung bringe uns wenig, ihnen selbst gar keinen Nutzen. Aber die Ordnung unseres eigenen Lebens, das Bemühen, unsere Handlungen den sittlichen Normen anzupassen, das sei eine Aufgabe, die Bedeutung für uns habe, und nichts sei so sehr die eigentümliche Aufgabe des Menschen, als die Fürsorge für die menschlichen Angelegenheiten. Das sei gerade der hauptsächlichste Ruhm des Sokrates, daß er die Philosophie zuerst vom Himmel herabgezogen und ihren Wirkungskreis in die Städte und in die menschliche Gesellschaft verlegt habe. Man muß auch in der That gestehen, daß, wenn wir uns von dem Gesichtspunkt der Notwendigkeit leiten lassen, wir diesen Zweig der Philosophie am meisten kultivieren müssen — denn ohne ihn können wir nicht sittlich gut leben — und

daß die übrigen Zweige mehr dem Vergnügen unseres Geistes als dem praktischen Nutzen dienen. Aber sie sind doch insofern notwendig, weil ohne ihre Kenntnis die auf die Sitten bezüglichen Vorschriften weder genügend begründet noch genügend erfaßt werden können. Dann beseitigt auch die hohe und edele Freude, die der Mensch in der Beschäftigung mit diesen Gebieten findet, das Bleigewicht niedriger Sorgen. Sie läßt ihn nicht Vergängliches und Hinfälliges zum Gegenstand seiner Wünsche machen und, was auf allen Gebieten das Wichtigste ist, sie legt das Fundament, sie bereitet den Tugenden den Weg, damit sie um so leichter in einer ihnen ergebenen, gelehrigen Seele Einzug halten können. Groß war daher die Mühe, die auf die Moral verwandt wurde, ein gewaltiger Eifer der gelehrtesten Männer trat zu Tage. Und man hatte weder eine Meinung, noch gingen alle denselben Weg, die Menge der Lehrenden trennte sich nach den verschiedenen Anschauungen. Auf diesem Gebiet befindet sich der Ausgangspunkt der verschiedenen Philosophenschulen und die Quelle ihrer vielfach entgegengesetzten Anschauungen. Daher stammen die Epikuräer, die bei wenigem heiter sind, daher stammt die rauhe Strenge der Stoiker, daher die milde und den wirklichen Verhältnissen des Menschen am meisten entsprechende alte Akademie und die Peripatetiker, die nicht viel von der Akademie verschieden sind, daher die Cyrenaiker, die Erythräer, Pheräer, Italiker und alle, die man heutzutage mehr aufzählt als kennt. Man kann aus dem Eifer, den die Menschen auf die Ethik verwenden, ersehen, daß sehr viel auf sie ankommt, daß sie große Bedeutung für das sittlich gute und naturgemäße Leben hat und daß notwendigerweise ohne ihre Führung unsere Verhältnisse ins Schwanken geraten und daß unser Herz einem Schiff gleicht, das ohne Steuerruder und Steuermann hin und her getrieben wird. Nur, wenn wir den Blick auf sie richten, wird unser Leben den richtigen Kurs unangefochten einhalten. Sie lehrt uns richtig überlegen, und alles verständig mit Klugheit in Angriff zu nehmen. Sie ordnet alle unsere Verhältnisse mit Anmut und Maßhaltung. Sie lehrt uns Gleichmäßigkeit und Gerechtigkeit gegen alle.

Sie macht uns unbeweglich dem Glück gegenüber, sie wappnet uns gegen das Unglück. Ich will es mit einem Wort

sagen: Wenn sich einer nicht seines Daseins schämt, so verdankt er dies der Philosophie. Das ist so ein Bild und eine Kopie der Philosophie, aber eine, die überall hinter dem Urbild zurückbleibt. Wenn man dies sehen könnte, dann würden ohne Zweifel selbst die Widersacher gestehen, daß sie eine solche Würde und Schönheit besitzt, daß man sich, weit entfernt ihre Vorzüge entsprechend verherrlichen zu können, nicht einmal im Geist eine hinreichend würdige Vorstellung von ihr machen kann, daß sie jedes Lob überragt, sie, aus deren Quellen, wie er gesehen hat, die Bäche jeden Lobes fließen. Feiern wir einen, der durch Bildung ausgezeichnet ist. Die Philosophie hat ihn gebildet. Bewundern wir den Redefluß eines anderen. Aus der Philosophie hat er ihn geschöpft. Ehren wir die Klugheit eines, der den Staat richtig leitet. Die Philosophie hat ihn unterwiesen. Sie hat ihn begeistert, und nun tönt der Ruhm seiner Größe von aller Lippen. Sie hat ihm zugeredet und die Gerechtigkeit macht ihn allgemein beliebt. Auf ihren Antrieb setzt er für den Staat und das Vaterland sich und sein Leben ein. Aber nicht allein diese Vorzüge, die als zu ihrem eigentlichen Wesen gehörig betrachtet werden können, entspringen aus ihr, sondern noch andere, wie Macht, Ansehen, Gestalt, Stärke, Schnelligkeit, Talent und alles, was uns entweder von Natur angeboren oder vom Glück zuerteilt ist, und nicht ohne ihre Empfehlung und ohne daß sie ihr Zeichen aufdrückt, anerkannt wird. Sie richtet und urteilt über alles und wägt alles ab durch eine peinliche Abschätzung. Ihre Entscheidung besitzt ebenso große Zuverlässigkeit als Bedeutung. Und es ist kein Raum für eine abweichende oder entgegengesetzte Ansicht vorhanden. Denn das, was vom Pythagoras, der ihren Namen erfunden hat, erzählt wird, das kommt gewiß ihr zu. Ihre Entscheidung erfüllt alle mit Zutrauen und keiner forscht weiter und zweifelt, denn *sie selbst hat ja geredet*.

Doch ich habe genug vom Lob der Philosophie geredet, genug von dem Ruhm derer, die sie allem anderen vorziehen.

(Es folgt nun ein Lob Ferraras und seines Fürsten.)

Rudolf Agricola seinem Jakob Barbirianus.

Bei meiner Abreise von Köln habe ich unserem gemeinsamen Freunde Joh. Rink einen Brief an Dich mitgegeben. In diesem Brief konnte ich aber nur kurz auf Dein Schreiben eingehen, der Zeitpunkt und meine Eile brachten es so mit sich. Ich konnte nur die Punkte erledigen, die keine sonderliche Schwierigkeit machten, aber, wie ich vermute, auch geringere Bedeutung für Dich hatten. Am liebsten hätte ich allerdings die Beantwortung der Frage in Angriff genommen, die für mich ebenso interessant wie für Dich von Wichtigkeit ist; aber die Zeit fehlte mir. Du sprichst also den Wunsch aus, Du könntest dauernd mit mir zusammen sein, dann würde Dein Lieblingswunsch erfüllt; denn unter meiner Leitung und Führung könntest Du Deine Studien einrichten und gestalten. Ich wollte, ich hätte das Vollgefühl großer Wissenschaft und der Beherrschung der Litteratur und der Gelehrsamkeit! Dann wäre Dein Wunsch ebenso berechtigt, wie aufrichtig. Denn daß er dies ist, weiß ich gewiß. Dann würde ich Dir zureden, alles was Dich durch den Schein des Nutzens oder durch den Reiz und die Anziehungskraft des Vergnügens fesselt, aufzugeben und unter meiner Führung Dich der Wissenschaft zu widmen. Du würdest dann alle Fesseln, die Dich umschlungen halten, lösen, ja sogar nötigen Falles mit Gewalt sprengen und geraden Weges den höchsten Zielen zueilen. Dahin müßte ich nicht nur um Deinetwillen wirken — denn das müßte doch wohl in erster Linie für mich in Betracht kommen — sondern auch in meinem eigenen Interesse. Denn ich hätte dann Grund zu hoffen, daß mein Name bei vielen großes Ansehen erlangen werde und daß man mich für einen bedeutenden Mann ansähe. Man würde nämlich Deine voraussichtliche Bedeutung meiner Unterweisung und meinem Unterricht zuschreiben. Denn daß Du dann ein hervorragender Mann werden würdest, das verheißt mir die Kraft Deines Geistes, Deine Liebe zur Wissenschaft und Deine durchaus glückliche Naturanlage. Da ich Dir aber, was meine Person anlangt, keine so herrliche Aussicht eröffnen kann, daß Du sie durch irgendwelche Opfer Deinerseits erkaufen müßtest, so müssen wir uns einfach den Verhältnissen unterordnen.

Es wäre uns allerdings angenehmer, wenn uns ein günstigeres Schicksal an einen Ort gebracht hätte; nunmehr aber müssen wir diesen Wunsch durch die Vorteile befriedigen, die Dir Deine Lage bietet, und das für das Angenehmste halten, was das Beste ist. Inzwischen will ich Dir gegenüber doch die Rolle des Lehrers übernehmen und Dir in der Kürze, die der beschränkte Umfang eines Briefes erfordert, meine Ansicht über die beste Einrichtung Deiner Studien mitteilen.

Bei der Einrichtung der Studien kommen, wie mir scheint, besonders zwei Gesichtspunkte in Betracht. In erster Linie muß man sich fragen, welches Wissensgebiet man erwählen soll. Dann muß man erwägen, bei welcher Methode man in dem einmal erwählten Fach die größten Erfolge erzielen kann. Über beide Punkte muß ich mich aussprechen. Dem einen teilt zwingende Notwendigkeit, die teils in den äußeren Verhältnissen, teils in der natürlichen Veranlagung ihren Grund haben kann, den Beruf zu. Andere dagegen wenden sich mit freiem Entschluß dem zu, was sie für das Beste halten. Wenn nämlich einer nur geringes Vermögen hat, wendet er sich meist dem Beruf zu, in dem er am schnellsten die Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse des Lebens zu gewinnen hoffen kann. Wenn ferner einer von Natur weniger regsam ist und ein schwaches Erkenntnisvermögen besitzt, dann darf er, wofern er nicht seine Mühe verschwenden will, nicht das Fach wählen, welches ihm gerade am meisten einleuchtet, sondern das, in dem er am besten Erfolge erzielen kann. Ebenso würde der, dem reichliche Mittel und glückliche Geistesgaben verliehen worden sind, einen Fehler machen, wenn er nicht mit allen Kräften die höchsten Ziele verfolgen und, während er den ersten Grad erreichen kann, sich mit dem zweiten und dritten begnügen würde. Daher wählt der eine das bürgerliche, der andere das kanonische Recht, ein dritter die Medizin. Sehr viele widmen sich auch jenen phrasenhaften und von leerem Wortstreit tönenden Erörterungen, die man schon vielfach für Wissenschaft hält. Sie verbringen den Tag in gesuchten und schleppenden Disputationen und, um einen treffenden Ausdruck zu gebrauchen, mit Rätseln, die im Verlauf so vieler Jahrhunderte noch keinen Ödipus gefunden haben, der sie gelöst hätte, und auch keinen finden werden. Mit diesen quälen sie die Ohren der beklagenswerten

Jünglinge. Solcherlei Nahrung führen sie ihren Schülern sozusagen gewaltsam zu. So töten sie eine vielversprechende Naturanlage und zerstören die Frucht schon als zarte Blüte.

Trotzdem lobe ich alle diese wissenschaftlichen Beschäftigungen und würde sie noch mehr loben, wenn sie richtig und ordnungsgemäß vorgenommen würden. Denn ich bin nicht so thöricht, daß ich allein das verurteile, was so viele loben. Wie sollte ich es auch nicht billigen, da ich sehe, daß viele dadurch Reichtum, Ehrenstellen, Ansehen, Ruhm und Auszeichnung erlangt haben! Weiß ich ja doch und gestehe es gerne zu, daß manche Wissenschaften, um mit Cicero zu reden, leichter mit Gewinn zu verwerten sind als andere, denen man nachsagt, daß sie unfruchtbar und trocken seien, da sie mehr den Geist als die Kasse bereichern. Wenn Du nun den Gewinn in Betracht ziehst, dann mußt Du eine von den vielgerühmten Wissenschaften wählen, sie magst Du dann betreiben, um reich zu werden. Dabei mußt Du Dir aber immer vergegenwärtigen, daß Du den Ruhm, den Du durch sie findest, mit jedem geriebenen Geschäftsmanne gemein hast. Wenn Du aber der richtigeren Anschauung huldigst, daß das Edele seiner selbst willen erstrebt werden soll, und der Meinung bist, daß Deine Mittel für Deine bescheidenen Ansprüche genügen — bei unbescheidenen Ansprüchen erscheint uns ja selbst das kleine Vermögen anderer zu groß, das eigne dagegen, wäre es auch noch so groß, gering — dann rate ich Dir, Dich der Philosophie zuzuwenden, d. h. Dir Mühe zu geben, von allen Gegenständen eine richtige Erkenntnis zu gewinnen und die Fähigkeit, das Erkannte passend auszudrücken. Die Erkenntnis nun ist, ebenso wie das Wesen der Dinge, die ihren Gegenstand bilden, zwiefach. Die eine Gruppe nämlich bezieht sich auf unsere Handlungen und auf unsere Sitten. Auf ihr beruht die ganze Theorie der richtigen und wohlgeordneten Lebensführung. Dieses Gebiet überliefert von den Zweigen der Philosophie die Moral. Sie verdient in erster Linie und vorzugsweise unsere Beachtung. Man darf sie aber nicht allein bei den Philosophen suchen, die sie als Litteraturzweig behandeln, wie Aristoteles, Cicero, Seneca und andere, die entweder lateinisch geschrieben haben, oder wenigstens so in das Lateinische übersetzt sind, daß sich ihre Lektüre verlohnt, sondern auch bei den Historikern, Dichtern

und Rednern. Sie lehren allerdings die Ethik nicht systematisch, aber sie zeigen — und das ist gerade das Wirksamste — durch Lob des Guten, durch Tadel des Bösen und durch Vorführung von Beispielen die Tugend und ihr Gegenteil sozusagen als Spiegelbild. Durch ihre Lektüre muß man zur heiligen Schrift vordringen. Denn nach ihren Vorschriften muß man seine Lebensführung einrichten, ihr muß man wie einer erprobten Führerin in Sachen des Seelenheiles vertrauen. Allem dem, was andere überliefern, ist mehr oder weniger Irrtum beigemischt. Denn es konnte ihnen ja nicht gelingen, ein durchaus richtiges, in keinem Punkte unzutreffendes Lebensideal zu entwerfen. Sie kannten das Ziel und den Zweck des Lebens entweder nicht, oder sie hatten nur dunkele Ahnungen und schauten sozusagen durch einen Wolkenschleier. Sie redeten daher mehr von diesen Gegenständen, als daß sie von ihren Lehren durchdrungen gewesen wären. Anders verhält es sich mit der heiligen Schrift. Sie ist so weit von jeglichem Irrtum entfernt, wie Gott, der sie uns übergeben hat, sie allein führt uns auf dem sicheren und auf dem richtigen Wege. Sie entfernt alles Dunkel und läßt nicht zu, daß man sich täuscht, verloren geht oder sich verirrt.

Es giebt aber noch andere Dinge, deren Kenntnis eher für eine Zierde unseres Geistes, deren Ergründung eher für ein edeles Vergnügen, als für eine notwendige Lebensbedingung angesehen werden muß. Hierher gehören die Untersuchungen über das Wesen der Dinge. Vielgestaltig und mannigfaltig ist dieses Gebiet und nach den verschiedensten Seiten hin ist es von talentvollen, mit der Gabe der Rede ausgerüsteten Männern behandelt worden. Wenn die Beschäftigung hiermit auch nicht gerade notwendig ist für die Ausbildung eines sittlich-guten Mannes, so trägt sie doch nicht wenig hierzu bei. Denn wenn einmal das wahre Interesse für wissenschaftliche Forschung den Menschen erfaßt hat, dann ist in seiner Seele kein Raum mehr für gemeine und niedrige Bestrebungen. Der Mensch lernt die Dinge geringschätzen und für nichts achten, angesichts deren die ungebildete Menge staunt. Er bemitleidet diejenigen, welche wegen des Besitzes solcher Dinge für glücklich gehalten werden, weil er erkennt, wie eitel und hinfällig alle diese Güter ihrem Wesen nach sind, und weil er einsieht, daß kein größeres Unglück für

das Weltall eintreten könnte, als wenn alle seine Teile, selbst die untergeordnetsten, sich in solche Dinge verwandelten, wie Gold und Edelsteine, denen die Verblendung des Menschengeschlechtes einen so hohen Wert beigelegt hat. Mit Hilfe dieser Wissenschaft erkennen wir auch die Gebrechlichkeit und die Hinfälligkeit unseres Körpers, der allen Wechselfällen ausgesetzt ist. Wir sehen dadurch ein, daß wir alle unsere Sorge der Seele zuwenden müssen, daß wir ihrer Pflege unsere Zeit zu widmen haben, da bei ihr keine Mühe vergeblich, kein Erfolg vergänglich ist. Ich übergehe bei meiner Darlegung vieles, denn alles, was hier gesagt werden könnte, würde den Raum eines Bandes, nicht den eines Briefes erfordern. Es genügt ja auch, das dargethan zu haben, was Dir ja schon bekannt ist, daß nämlich dieser Zweig der Wissenschaft verdient, daß ein wackerer Mann seine Geisteskräfte daran erprobt.

Ich will aber nicht, daß Du nur die Elemente dieser Wissenschaft Dir zu eigen machst, wie es jetzt — wir erleben es ja täglich — in den Schulen zu geschehen pflegt. Denn das hast Du ja schon früher in anerkennenswerter Weise eifrig und unverdrossen gethan. Ich meine vielmehr, Du müßtest der Sache selbst näher treten, die Lage und die natürliche Beschaffenheit der Länder, Gebirge und Flüsse, die Sitten der Völker, ihre Grenzen und ihre Verhältnisse, den Besitzstand, den sie vorgefunden oder vergrößert haben, die Kräfte der Bäume und Kräuter, die Theophrastus, die Geschichte der lebenden Wesen, die Aristoteles litterarisch behandelt hat, erforschen. Was soll ich ferner die schriftstellerische Behandlung der Landwirtschaft und der Medizin erwähnen? Die Autoren haben über gar mannigfache Gebiete geschrieben, der eine über das Kriegswesen, der andere über Architektur, ein dritter über Malerei und Skulptur. Allerdings gehören diese Künste nicht gerade zu dem Teil der Wissenschaft, der das Wesen der Dinge erforscht, aber sie sind doch mit ihm verwandt und entspringen sozusagen aus derselben Quelle. Daher habe ich keinen Grund, ängstlich zu sein, wenn ich sie in diesen Zusammenhang einfügen zu müssen glaubte.

Alles das aber, was, wie ich sagte, auf unsere Sitten und auf die Natur der Dinge Bezug hat, mußt Du aus den Autoren lernen, die den wissenswerten Dingen das hellste

Licht schöner Darstellung verliehen haben. Dann wirst Du gleichzeitig Kenntnis der Dinge und, was ich in zweiter Linie als das Wichtigste erachte, die Gabe der angemessenen Darstellung erlangen. Du weißt allerdings, daß über diesen Punkt viele Anleitungen seitens der größten Männer existieren. Aber Du bedarfst doch der Belehrung, um die schlechten Angewöhnungen im Ausdruck, die wir als Knaben durch den Schulunterricht bekommen, abzulegen. Nimm alles, was du auf diesem Gebiet bis jetzt gelernt hast, mit einer gewissen Voreingenommenheit auf, verurteile es und glaube es aufgeben zu müssen, wenn Du nicht durch das Zeugnis besserer Gewährsmänner, gleichwie durch eine amtliche Urkunde wieder in seinen Besitz eingesetzt wirst. Deshalb wird es für Dich sehr nutzbringend sein, alles, was Du bei klassischen Schriftstellern liest, mit möglichst bezeichnenden und treffenden Worten der Muttersprache wiederzugeben. Denn durch diese Übung wirst du es dahin bringen, daß, wenn Du etwas reden oder schreiben mußt, sich Dir beim Überdenken unmittelbar an die Ausdrücke der Muttersprache die lateinischen anschließen. Wenn Du ferner etwas schriftlich fixieren willst, empfiehlt es sich wohl, den Stoff möglichst vollständig und korrekt in der Muttersprache im Geist sich vorzustellen und dann rein lateinisch, sachgemäß und treffend auszudrücken. Bei diesem Verfahren wird die Darstellung klar und erschöpfend werden. Denn man erkennt am leichtesten, ob beim Reden ein Fehler untergelaufen ist, in unserer Muttersprache. Ebenso wird jeder in der Sprache, die er am genauesten kennt, am schnellsten wahrnehmen, wenn etwas zu wenig lichtvoll, zu kurz, zu gezwungen, dem Gegenstand zu wenig entsprechend ausgedrückt sein sollte. Um diesen Gegenstand abzuschließen, suche Dich bei allem, was Du schreibst, möglichst rein d. h. richtig lateinisch auszudrücken. Die Fürsorge für den Schmuck der Rede steht erst in zweiter Linie. Ihn kann man nur dann erzielen, wenn die Darstellung gesund und untadelig ist. Es verhält sich nämlich mit der Rede gerade so wie mit dem menschlichen Körper. Wenn nicht alle seine Teile in dem entsprechenden Zustande sind, wenn sie z. B. nicht die richtige Gestalt und Größe haben, dann wird man ihn vergebens mit Schmuckgegenständen zieren. Der Schmuck bildet nämlich dann einen scharfen Gegensatz zum Körper selbst und

die fremde Zierde macht durch den Vergleich, den sie veranlaßt, die Mißbildung noch augenfälliger. Doch genug von den Studien, die Du nach dieser Richtung hin betreiben mußt!

Es erübrigt mir noch das Verfahren anzugeben, bei welchem Du nach meiner Meinung am meisten Erfolge erzielen wirst. Mancher hat hierüber vielleicht eine andere Ansicht, ich denke folgendes. Wer bei der Aneignung einer Wissenschaft einen der Mühe entsprechenden Gewinn erzielen will, muß vornehmlich dreierlei beachten. Er muß das, was er lernt, klar und richtig auffassen, das Aufgefaßte treu bewahren und sich in stand setzen, mit Hilfe des Erlernten selbständig etwas zu produzieren. Daher ist das erste Erfordernis sorgfältiges Lesen, das zweite ein zuverlässiges Gedächtnis, das dritte fortgesetzte Übung. Beim Lesen muß man besonders anstreben, daß man das Gelesene nach Kräften durchdringt und nach allen Richtungen hin erfaßt. Es genügt nicht nur den behandelten Stoff zu verstehen, man muß vielmehr bei Klassikern auch der Bedeutung der Worte, dem Eigenartigen der Anordnung, dem Schmuckreichen und dem Angemessenen der Darstellung, dem Gewicht der Sätze, der Fähigkeit des Schriftstellers, einen Gegenstand klarzulegen und schwierige, fernerliegende Dinge in Worte zu kleiden und sie gleichsam ans Tageslicht und in die Öffentlichkeit zu bringen, seine Aufmerksamkeit widmen. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß wir, wenn uns eine an und für sich dunkele oder wenigstens uns unverständliche Stelle aufstößt, daselbst stehen bleiben und nicht weiter fortschreiten sollen. Manche werfen gar gleich das Buch beiseite, brechen über die Studien überhaupt den Stab oder beklagen ihr geringes Talent. Im Gegenteil, wir haben zum Fortschreiten Ausdauer, aber nicht Unwillen notwendig. Wenn man daher etwas findet, dessen Sinn nicht gleich eruiert werden kann, dann muß man es für den Augenblick übergehen und auf einen anderen Zeitpunkt aufsparen, bis man einen Menschen oder ein Buch findet, und so gelegentlich Aufschluß erhält. Oft genügt auch ein wiederholtes Lesen zu unserer Aufklärung. Denn ein Tag belehrt, wie ich gerne sage, den anderen. Wenn es Quintilian sogar zu den Tugenden eines Grammatikers rechnet, manches nicht zu wissen, um wie viel mehr ist es für uns, ich will nicht sagen notwendig, aber doch gewiß verzeihlich, wenn wir ab

und zu etwas nicht wissen. Ich wünsche allerdings nicht den Eindruck hervorzurufen, als wolle ich durch diese Ausführungen der Oberflächlichkeit das Wort reden. Im Gegenteil! Ich glaube durch nichts den Eifer mehr anfachen zu können, als wenn ich darthue, daß man durch das Lesen selbst den Weg zum Verständnis eröffnet, und daß sich alle Schwierigkeiten, die sich beim Lesen ergeben, durch das Lesen selbst überwinden lassen.

Das nächste Erfordernis ist die Treue des Gedächtnisses. Das Gedächtnis beruht zunächst auf der natürlichen Veranlagung. Dieser kann aber die Kunst zu Hilfe kommen. Diese Kunst wird nun von den verschiedenen Lehrern auf verschiedene Weise überliefert. Nichtsdestoweniger läuft das Wesentliche auf dasselbe hinaus. Diese Kunst scheint mir besonders für zwei Verwendungen geeignet. Man muß nämlich oft unvorhergesehen reden und eine größere Zahl von Dingen vorbringen. Da liegt nun die Gefahr vor, daß man, hinsichtlich der Reihenfolge oder hinsichtlich der Vollständigkeit im Stiche gelassen wird. Wenn man z. B. als Gesandter vor einem Fürsten oder vor einem Senat Forderungen vorzubringen hat, oder in die Lage versetzt ist, auf die Ausführungen der Gegenpartei zu erwidern, dann wird man am geeignetsten bei dieser Disziplin Hilfe suchen. Wenn man aber das Gedächtnis üben will, so geschieht dies am besten und einfachsten auf folgendem Weg. Daß das Verfahren für die Stärkung des Gedächtnisses im höchsten Maße förderlich ist, das versichert Quintilian, und auch die Erfahrung lehrt es uns, wenn wir einmal einen Versuch damit machen. Denn wenn irgend eine Gabe, so wird gerade das Gedächtnis durch häufige Übung gestärkt, durch Mangel an Interesse aber und durch Nachlässigkeit geschwächt. Wenn man nun wünscht, daß gewisse Dinge dauernd in unserer Seele haften, dann muß man sie zunächst möglichst intensiv auffassen, dann möglichst häufig reproduzieren und dabei den denkbar stärksten Grad der Sicherheit erzwingen. Endlich müssen wir diese Thätigkeiten vornehmen, wenn unser Geist sonst unbeschäftigt und von dem Gewoge der sich drängenden Gedanken frei ist. Denn wir dürfen thun, was wir wollen, es bleibt eine feststehende Thatsache, daß wir nicht zwei Dingen zu gleicher Zeit gerecht werden können. Gewiß ist, wie Sallust

sagt, der Geist stark, wenn man ihn anstrengt, aber er kann unmöglich leistungsfähig sein, wenn er gleichzeitig nach vielen Richtungen hingelenkt wird. Der dritte und letzte Punkt, den ich zu erörtern habe, handelt von der Art und Weise, wie wir das Erlernte selbständig verwerten und zu Tag fördern können. Denn die Ergebnisse unseres Bemühens sollen nicht müßig und unfruchtbar in der Tiefe unserer Seele ruhen, sondern, einem Samenkorn vergleichbar, das der Erde anvertraut worden ist, reichen Ertrag hervorbringen. Dieses Thema ist sehr umfassend und sehr reichhaltig. Es verdient eine ausführliche Behandlung, die ich für später ins Auge gefaßt habe. Denn von dieser Frage hängt der hauptsächlichste Lohn einer langen Arbeit und einer auf die Wissenschaft gerichteten Bemühung ab. Wenn wir nämlich nichts auf die Nachwelt kommen lassen könnten, nichts unseren Zeitgenossen übermitteln könnten außer dem, was wir uns selbst angeeignet haben, was wäre dann für ein Unterschied zwischen uns und einem Buch? Höchstens der, daß ein Buch das, was es einmal aufgenommen hat, zuverlässig für alle Zukunft bewahrt, während wir das Angeeignete oft wiederholen und einprägen müssen, um es dauernd behalten zu können. Bei diesem Gegenstand läßt sich zweierlei unterscheiden. Allerdings ist jedes schon an und für sich etwas Großes, aber die Verbindung beider bei der wissenschaftlichen Beschäftigung verdient unbestritten die größte Anerkennung. Die erste Forderung ist: Wir müssen alles Erlernte für den sofortigen Gebrauch präsent und in steter Bereitschaft haben. Denn man findet nicht selten Leute, die zwar vieles gelernt haben und sich auch an vieles erinnern, aber sich gerade auf das nicht besinnen können, was sie im gegebenen Fall notwendig haben. Diese Leute wissen zwar manches, aber gerade, daß sie es wissen, wissen sie nicht. Das zweite ist die Fähigkeit, über den Bereich des Angeeigneten hinaus selbst etwas erfinden und fertigstellen zu können, das wir uns zuschreiben und als unser geistiges Eigentum ausgeben können. In dieser Richtung gewährt uns zweierlei großen Nutzen. Zunächst müssen wir gewisse Rubriken haben, z. B. Tugend, Laster, Leben, Tod, Gelehrsamkeit, Unwissenheit, Wohlwollen, Haß u. dgl. Ihre Verwertung ist für alle Fälle passend. Sie müssen wir oft wiederholen und, soweit es geschehen kann, alles, was wir

gelernt haben, oder jedenfalls alles, was wir noch lernen, unter sie eintragen. Dann wird bei einer Wiederholung der Rubriken auch alles, was wir unter sie eingetragen haben, wiederholt. So wird es endlich dahin kommen, daß uns das Erlernte stets präsent und sozusagen vor Augen bleibt. Es wird aber auch oft vorkommen, daß ein Beispiel oder eine Sentenz unter verschiedene Rubriken gebracht werden kann. So kann man z. B. die Erzählung von der Vergewaltigung der Lukretia unter das Kapitel der Keuschheit rechnen, denn sie lehrt uns, wie sehr man diese schätzen soll, da Lukretia glaubte, sie um den Preis des Lebens zurückkaufen zu müssen. Sie paßt aber auch unter die Rubrik „Schönheit", denn sie zeigt uns, wie großes Leid sie verursacht, und wie sehr sie die Keuschheit gefährdet. Auch unter den Begriff „Tod" kann man sie subsummieren; er ist kein Übel, denn Lukretia zog ihn einem Leben in Schande vor. Auch zum Kapitel der Begierlichkeit hat die Erzählung Beziehung, denn sie thut dar, daß diese sittliche Schwäche schon Unglück und Krieg verursacht hat. Auch veranschaulicht sie den Satz, daß große Übel oft großes Glück verursachen, denn der ganze Vorfall brachte dem römischen Volk die freie Verfassung. Ebenso kann der Satz: est virtus placitis abstinuisse bonis (Es ist eine Tugend, Gütern, die uns gefallen, zu entsagen) auf verschiedene Weise rubriziert werden. Man kann ihn unter den Begriff „Tugend" subsumieren, denn es wird eine Tugend genannt, sich von Gütern, die uns gefallen, zu enthalten. Auch die Rubrik „Güter" käme in Betracht, insofern nicht alle Güter erstrebenswert sind. Auch der Begriff der Enthaltsamkeit könnte berücksichtigt werden.

Zweitens müssen wir bei allem, was wir lernen, die einzelnen Ausdrücke sorgfältig abwägen, vergleichen und eingehend erklären. Nehmen wir beispielsweise ein Citat aus Vergil: Optima quaeque dies miseris mortalibus aevi Prima fugit. (Der glücklichste Tag des Lebens entflieht den unglücklichen Sterblichen immer am schnellsten.) Zunächst sagt der Dichter optima, wie muß man nun über die Güter urteilen, wenn auch die, welche wir für die besten halten, nicht bloß vergehen, sondern enteilen und einen ständig mit der Furcht vor einer trostloseren Zukunft peinigen, die um so drückender erscheint, wenn man einen Vergleich mit den besseren

Verhältnissen, die vorausgegangen sind, anstellt. Es folgen die Worte dies aevi, der Tag des Lebens; wie gering muß man es anschlagen, wenn es so flüchtig ist und das Beste daran gleich am Anfang, sozusagen in der Blüte zerstört wird! Was kann es endlich für ein Glück im Leben geben, wenn die, welche sich seiner erfreuen, nicht etwa nur Sterbliche, sondern sogar Bejammernswerte genannt werden? Warum sollte man sie auch nicht so nennen? Sind ja doch ihre Güter und ihr ganzes Leben so flüchtig, wie sie selbst! Sie sind ja dem Gesetz des Todes unterworfen. Endlich kommen die Worte: „er entflieht am schnellsten". Wir haben ihn also noch nicht durch den Gebrauch zur Genüge kennen gelernt. Daher erscheint alles, was nachfolgt, wenn es auch an sich gut ist, hart, im Hinblick auf das Verlorene. Er entflieht auch noch, wird also nicht entlassen oder weggeschickt. Wie trügerisch also und wie ungewiß ist alles Glück! Wie wenig ist es in unserer Gewalt! Wie wenig hängt es von unserem Gutdünken ab!

Wenn nun einer einen solchen Gegenstand ausführlicher und durch alle Punkte der Dialektik verfolgt, — natürlich, soweit es seiner geistigen Veranlagung entspricht — wird sich ihm gewiß genug Stoff zum Vortrag sowohl als auch zur eigenen Erfindung darbieten. Doch die Methode hiervon kann ich nicht in dem engen Rahmen eines Briefes darlegen. Ich habe diese Frage ausführlicher in den 3 Büchern de inventione dialectica behandelt.

Wer alles dies richtig und sorgfältig ausführt, wird, besonders wenn noch die theoretische Ausbildung in der Dialektik hinzukommt, eine großartige, stets zur Verfügung stehende Fähigkeit, über fast jedes vorgelegte Thema zu reden, erlangen. Vorausgesetzt muß natürlich werden, daß sich das Thema im Kreise der Wissenschaft bewegt, in der er sich ausgebildet hat. Auf diesem Wege haben, wie mir scheint, sich die alten Meister der Wissenschaft, welche die Griechen Sophisten, d. h. Weise nannten, geübt und eine so große Fertigkeit und Gewandtheit im Reden erlangt, daß sie, wie man aus Plato und Aristoteles ersieht, die Aufstellung eines beliebigen Themas veranlaßten und dann in beliebiger Ausdehnung darüber redeten.

So haben Gorgias aus Leontini, der erste Urheber eines so kühnen Beginnens, so Prodicus aus Ceos, so Protagoras

aus Abdera und Hippias aus Elis zuerst sich gebildet und dann andere unterwiesen. Übrigens wird das, was ich an zweiter Stelle behandelt habe, große Urteilsfähigkeit beim Aneignen des Wissens bewirken und zu neuen Beweisen, zu neuen Sentenzen oder doch wenigstens zur Neugestaltung bereits vorhandener führen. Wenn dann noch der entsprechende Stil dazu kommt, dann kann man gleich die Beredsamkeit ausüben und sich den Zugang zum Ruhme des Redners bahnen. Doch genug davon! Denn Demetrius von Phaleron sagt in περὶ ἑρμηνείας d. i. von der Auslegung, daß ein allzu umfangreicher Brief eigentlich kein Brief, sondern ein Buch mit einer Begrüßungsformel im Eingang sei. Darüber mag man allerdings denken, wie man will, mich berührt dies gar nicht. Denn ich habe mir zur Aufgabe gemacht, Deine Studien auf die mir mögliche Weise zu fördern, und für den Fall, daß es mir nicht gelingen sollte, doch wenigstens zu zeigen, daß ich es angestrebt habe. Der Wille mag nun allerdings bei Fragen, wo es auf den Erfolg ankommt, recht wenig sein, in der Freundschaft dagegen, der der Wille für die That gilt, hat er einen so hohen Wert, daß man nicht mehr fordern und nicht mehr leisten kann.

Um nun auch noch einiges von meinen persönlichen Verhältnissen zu schreiben, teile ich Dir mit, daß ich am 2. Mai nach Heidelberg gekommen bin. Der Bischof, mein Herr, nahm mich freundlich auf und läßt mir nur Liebenswürdigkeit und Wohlwollen zu teil werden. Lerne nun meine Thorheit oder, richtiger gesagt, meine Dummheit kennen. Ich habe nämlich den Beschluß gefaßt, Hebräisch zu lernen, als ob ich nicht schon genug Zeit und Mühe auf das bißchen Griechisch, das ich mir angeeignet habe, verwandt hätte! Ich habe einen Lehrer gefunden, der sich vor wenigen Jahren unserem Glauben zugewandt hat. Ihm erkannten die Juden den Ruhm der größten Kenntnis ihrer Wissenschaft zu, ihn pflegten sie unseren Theologen gegenüberzustellen, wenn sie zu Disputationen über die Religion aufgefordert wurden. Seinen Unterhalt am Hof übernahm der Bischof mir zuliebe. Ich will es versuchen, so gut ich kann, und hoffe, daß ich etwas fertig bringe. Vielleicht erziele ich gerade deshalb Erfolge, weil ich die zuversichtliche Hoffnung hege. Joh. Rink hat mir von Deinem harten Schick-

sal erzählt. Du mußtest es von einer Seite erdulden, von der Du es, wie ich weiß, am wenigsten wolltest. Ich weiß nicht, soll ich mehr Dein Unglück oder so große Treulosigkeit beklagen. Jedenfalls habe ich den Schmerz tief mitempfunden; ich würde ihm in einer Elegie — diese Dichtungsart eignet sich zu solchen Klagen — Ausdruck verliehen haben, wenn ich so ruhig und gesammelt gewesen wäre, daß ich mich zum Dichten hätte zwingen können. Ich ersuche Dich, mir etwas Sangbares zu schicken, das Du komponiert hast; aber ja etwas Vollendetes, das Lob ernten wird. Wir haben hier Sänger, denen gegenüber ich Dich oft erwähne. Ihr Meister komponiert 9- und 12stimmig. Von seinen 3- und 4stimmigen Kompositionen habe ich aber noch nichts gehört, das mir sonderlich gefallen hätte. Doch mein Eindruck soll kein Urteil sein. Vielleicht sind seine Kompositionen zu gut für mein geringes Verständnis. Lebe wohl und sei meiner Freundschaft versichert, grüße den hochangesehenen und gelehrten Magister Ambrosius Dinter, unseren Nikolaus Haga, den feingebildeten Magister Jakob Crabbe, Deinen Nachbar, besonders den Joh. Rink, einen liebenswürdigen jungen Mann, der Dir sehr zugethan ist.

Die Verse, die ich Dir geschickt habe, habe ich nachträglich noch einmal durchgelesen. Ich fand in dem Gedicht auf die Mutter Anna 3 bis 4 Versehen; der Drucker hat Buchstaben verschoben. Daher schicke ich Dir diese Handschrift, damit Du Dein Exemplar darnach korrigieren kannst. Sorge, bitte, dafür, daß dies mit Brief dem Regularkanoniker z. St. Martin Adam Jordan in Löwen übermittelt wird. Lebe nochmals wohl!

Heidelberg, 7. Juni 1484. Unterrichte mich genau und ausführlich über Deine Angelegenheiten durch den Überbringer.

Begleitschreiben einer Isokratesübersetzung.

Ich habe, lieber Bruder, nichts, das ich in Anbetracht unserer engeren Beziehung Dir passender könnte zu teil werden lassen; auch darfst Du selbst, da Du in das Jünglingsalter eingetreten bist, nichts anderes von mir erwarten, als die Förderung Deiner intellektuellen und moralischen Ausbildung.

Entspricht es ja doch in hohem Grade meinem wissenschaftlichen Streben und unserer gegenseitigen Liebe, Dir gerade zu den Gütern zu verhelfen, deren Besitz keinem Unfall ausgesetzt ist und deren Nutznießung keinerlei Zeitverhältnisse unmöglich machen. Wie uns aber die Natur durch ein unzerreißbares Band vereinigt hat, so möge auch die Gabe, die ich Dir biete, unvergänglich sein und Dir stets zur Stütze dienen. Wenn jener Held beim Dichter seinen Sohn richtig ermahnt zu haben scheint, als er sagte: „Lerne, o Sohn, an mir die Tugend und das wahre Bemühen, an anderen das Glück," er, dessen ganzer Erfolg vom Glück abhing, dessen ganzes Streben auf das Glück gerichtet war, so werde ich gewiß nicht Unverdienstliches unternehmen, wenn ich für Dich ethische Vorschriften zusammenstelle, ich, der ich bis zu diesem Zeitpunkt mein Leben den Studien gewidmet habe, die auf dem richtigen und auf dem sichersten Weg zur Tugend führen, die, was man im menschlichen Leben erstreben oder fliehen soll, was recht oder unrecht ist, uns wie in einem Spiegel zum Beschauen darbieten. Unter den zahlreichen Werken der griechischen und der römischen Litteratur, die sich auf die Einrichtung des Lebens beziehen, erschien mir die Paränese des Isokrates an Demonicus besonders trefflich und ausgezeichnet. Denn sie besitzt eine große Anmut der Sprache, die Darstellung ist in hohem Grade gefeilt und geglättet. Das ganze Werk ist würdig und ernst gehalten und gewährt großen praktischen Nutzen. Denn wie Kämpfer in den Kampfspielen gewisse Kunstgriffe haben, die sie sogar ohne besonderes Nachdenken anwenden, so müssen auch wir bestimmte Lebensregeln stets zur Hand haben, nach denen sich unsere einzelnen Handlungen wie nach einer Richtschnur richten, sie müssen uns verbieten die Linie des Rechten zu überschreiten. Diesem Zweck nun scheint das vorliegende Schriftchen zu entsprechen. Daher habe ich es aus dem Griechischen in das Lateinische übersetzt. Dazu habe ich eine sehr difficile Sache versucht, nämlich die genaue Wiedergabe der einzelnen Satzteile und Satzglieder, auf deren Anordnung der Verfasser sehr viel Sorgfalt verwandt hat. Denn der Fluß seiner Rede bewegt sich gleichmäßig und genau geregelt dahin. Hierauf nämlich hatten sich besonders Gorgias aus Leontini, sein Lehrer, und die anderen Sophisten seiner Zeit verlegt.

Diese Paränese mußt Du nun, nach meiner Meinung, wiederholt lesen und sogar wörtlich auswendig lernen und Dir beständig wie eine Lebensregel vor Augen halten. So möge es denn dahin kommen, daß sie nicht allein zur Bildung Deiner Sprache, sondern auch zur Veredelung Deiner Seele beiträgt! Denn wie es bei der Wissenschaft die Hauptsache ist, daß man das Gelesene begreift, so kommt es bei der Tugend darauf an, daß man das, was man für richtig erkannt hat, auch ausführt. —

Aus den Briefen an Hegius.

Von besonderem Interesse ist der Briefwechsel Agricolas mit dem Humanisten Alexander Hegius. Dieser hatte eine Schule zu Deventer eröffnet. Agricola, der auf Anregung Barbirians im Interesse der Stadt Groningen eine Reise nach Holland unternommen hatte, schreibt darüber:

„Zu der Eröffnung Deiner Schule zu Deventer wünsche ich Dir guten Erfolg. Allerdings weiß ich, daß das Bild, das sich Dir beim Anfang darbietet, keineswegs einen gefälligen Eindruck machen kann. Die Stadt ist durch die Pest verheert, unwirtlich und nicht einladend. Daraus ergiebt sich mit Notwendigkeit ein geringes, Deiner Persönlichkeit wenig entsprechendes Auditorium. Indes dieser Schaden kann leicht und, wie ich hoffe, in kurzem durch günstigere Zeitverhältnisse und gesündere Witterung gehoben werden."

Der Rest des Briefes handelt von den Verheerungen, die die Pest angerichtet hat, und bekundet die Furcht, welche Agricola angesichts dieser Thatsache beseelt.

„Groningen, 20. Sept. 1480.

Es hat mir überaus leid gethan, mein lieber Alexander, daß Du, wie ich aus Deinem Brief ersehen habe, während meiner Abwesenheit hier warst. Ich bedauere das nicht so sehr, weil Du den Zweck Deiner Reise verfehlt hast, als weil ich um die Gelegenheit, mich mit Dir gründlich auszu-

sprechen, gekommen bin. Es fällt mir schwer, Dir auseinanderzusetzen, wie sehr mir meine ganze Lage, und mein eigenes Ich mißfällt. Täglich kommt mir bezüglich der Studien, ich weiß nicht, soll ich sagen das Interesse oder die Bethätigung abhanden, jedenfalls die Bethätigung und dadurch auch schließlich das Interesse. Ich fühle jetzt, welch' bedeutenden Schaden meine Wissenschaft durch mein Scheiden aus Italien erlitten hat, wenn man das, was der Schädigung ausgesetzt ist, überhaupt Wissenschaft nennen darf. Schon beginnt mein Gedächtnis bezüglich der Gewährsmänner zu straucheln, historische Thatsachen entfallen mir, das Gefühl für die spezielle Bedeutung der Worte, für Fülle und Schönheit verflüchtigt sich. Wenn ich den Versuch mache, etwas in Prosa zu schreiben, dann stellen sich nur mit Mühe und zögernd die Sätze ein und sie füllen fast nur den Raum. Meine Darstellung selbst ist unkultiviert und ungeordnet, — wenigstens hat sie diese Fehler gegenwärtig mehr wie sonst — kurz, sie deutet meine Gedanken mehr an, als daß sie dieselben klar legt. Einen Vers mache ich selten, und wenn ich es thue, wollen sich die Versfüße nicht recht fügen und weder der Ton noch der Schwung des Gedichtes passen; alles, was ich produziere, oder vielmehr meiner Natur abringe, entspricht leider weniger meinen ästhetischen Anforderungen, als meinem momentanen Können. Die Hauptursache dieses Zustandes liegt meiner Meinung nach in der Thatsache, daß mir die wissenschaftliche Anregung fehlt; ich habe keinen Freund, mit dem ich einen Austausch des Gedachten, Geschriebenen und Gelesenen unterhalten könnte, keinen, der meine litterarischen Leistungen durch Lob, oder, wenn es notwendig ist, durch Tadel und ermahnenden Zuspruch förderte. Allen diesen Wünschen würdest Du entsprechen. Daher wünschte ich in Anbetracht Deiner Liebe zur Wissenschaft und Deiner lauteren Gesinnung nichts so sehr, als mit Dir vereint leben zu können. . . . .

Ich habe einen Bruder Namens Heinrich, der jünger ist als Johannes. Ihn hat das schöne Verlangen, die Litteratur kennen zu lernen, ergriffen. Ich weiß nun allerdings nicht, inwieweit sein Wunsch von der Vernunft eingegeben ist. Da ich ihn aber nicht davon abbringen kann, will ich ihn auch nicht abschrecken. Er war in Münster bei meinem Friedrich

etwas länger als ein halbes Jahr; dort hat er sich die Anfangsgründe — soweit es in dieser Zeit möglich war — angeeignet. Friedrich aber ist wo anders hingereist, und Heinrich kehrte nach Hause zurück. Er bittet mich nun inständig, daß ich ihn wiederum des Studiums halber irgendwohin schicke. Ich habe es nun lange erwogen, wohin ich ihn am besten thun kann. Da schien es mir nun am zweckmäßigsten, ihn zu Dir zu senden, denn ich habe die feste Überzeugung, daß Du ihm gerne aus Liebe zu mir jeden Gefallen thust.

Du wirst inzwischen ein Auge darauf haben und dafür sorgen, daß, wenn es eine wahre Liebe zur Wissenschaft ist, die er bekundet, er sie unter der sorgfältigen Leitung eines Lehrers befestigt. Alles, was zu seinem Unterhalt notwendig ist, wird er, wie es üblich ist, mitbringen. Geld wird er in entsprechenden Zwischenräumen geschickt bekommen. Sein Unterkommen mag er da nehmen, wo es Dir am besten scheint. Triff auch alle übrigen Anordnungen nach Deinem Gutdünken. Auch möchte ich wohl gerne wissen, wer bei euch die Knaben durch Nebenarbeit unterweist, wenn sie keinen öffentlichen Unterricht haben, wie Du weißt, daß es unser Friedrich zu thun pflegte. Ich will aber nicht haben, daß er bei jedem Beliebigen Unterricht nimmt, denn er soll die ersten Elemente möglichst schnell gründlich lernen. Nach meiner Ansicht wird nämlich durch allzulanges Verweilen bei ihnen nicht nur die Zeit versäumt, sondern die Knaben werden bei dem ja auch Dir zur Genüge bekannten Betrieb der Gegenwart derart an Barbarismen gewöhnt, daß sie nachher nicht nur zu spät, sondern auch mit zu großem Mühaufwand das Richtigere in sich aufnehmen. Über diese Punkte orientiere mich, bitte, bald. Ich werde Heinrich gleich nach der Ankunft Deines diesbezüglichen Briefes zu Dir schicken."

Hieran schließt sich nun eine Erörterung über mehrere Fragen, die Hegius offenbar angeregt hatte. Wegen ihres kulturgeschichtlichen Interesses zähle ich sie der Hauptsache nach in diesem Zusammenhang auf. Bedeutungsunterschied und Erklärung der Wörter mimus, histrio, persona, scurra, parasitus, nebulo, nepos. — leccator als Beispiel der Korruption deutscher Wörter durch Latinisierung, Agricola vergleicht dazu reisa, burgimagister, scultetus und aus dem Gallischen passagium = kriegerische Expedition, guerra

= Krieg, treuga = Waffenstillstand. — Ob bonum sero, bonum mane lateinisch sei, bezweifelt Agricola, leitet aber aus der Suetonstelle iam diei serum erat eine gewisse Berechtigung für bonum serum ab. — rubeus komme bei Plinius = ruber vor, „wenn kein Schreibfehler vorliegt", „wenn ich die sichere Form ruber habe, ziehe ich sie dem unsicheren rubeus vor". — Agricola verhält sich gegen Neubildungen ablehnend und will sie mit Bezugnahme auf Horaz nur dann zulassen, wenn die Sache selbst eine neue Bezeichnung notwendig macht. Er billigt Socratitas, Platonitas, entitas „gegen die sich unser Vallenser sträubt" und bezieht sich dabei auf die Bezeichnungen Appietas, Lentulitas (Cicero), Patavinitas (Pollio.) — Über tignum und trabs mit Bezug auf Caes. B. Gall. IV »forte a tegendo dictum« »deinde subdit (Caesar) haec utraque insuper bipedalibus trabibus immissis, ut mihi videantur ista non mensura sed usu in aedificiis distare, ut tignum sit cui incumbat aliquid, trabs cui tabulata insternantur.« — Über asser, dann contignatio conclavatio tignorum est, mit Bezugnahme auf einen Pandektentitel de tigno iniuncto, den Hegius nachlesen soll. — Dioecesis von *διοικοῦμαι* = administratio vel procuratio, Bezugnahme auf Cicero ad Atticum. Für die Aussprache: »debetque latino sono pronunciari, circumflexo in paenultima accentu, quemadmodum et paraclētus dicere, quod graece *παράκλητος* est, debemus. — Über dialectica. »foemineo genere ars ipsa est, *ἡ διαλεκτική* ut *ἡ ἀριθμητική; τὰ διαλεκτικά, τὰ ἀριθμητικά* quemadmodum Georgica et Bucolica libri sunt«, daher *ἀστρονομικῶν,* nicht astronomicae, und Aristoteles' Werk ist nicht ethicae, sondern *ἠθικῶν* zu betiteln. — Auch die Ausdrucksweise des Hegius kritisiert er, z. B. wird quanto tempore getadelt, wo es nach Agricolas Ansicht post quantum temporis hätte heißen sollen. — ut plura brevibus complectar hatte Hegius offenbar geschrieben; Agricola sagt: rectius erat: »ut plura paucis complectar«, denn verba brevia sind solche mit wenigen Silben. — »iuvenum institutores« mallem »adulescentium« aut »puerorum« dixisses, iuvenes enim sunt, qui viro proximi sunt, qui iam non admodum in ludum litterarum eunt. — Scribis: »quid tignum, quid contignatio, ubi ex te rogavero, quaerendi finem faciam.«

mallem dixisses »quod cum rogaverim, faciam«. Das erstere wäre »scite« gesagt, wenn »dicendi finem faciam« vorausgehen würde. Agricola schließt mit den Worten: „Da hast Du nun eine Beantwortung Deiner Fragen und ein Urteil über Deinen Brief. Da Du letzteres gewünscht hast, mußt Du es Dir gefallen lassen, wie es ist, oder Dir keines mehr ausbitten.“ —

„Worms.

Es fällt mir schwer, die Freude zu schildern, die mir Dein Brief gemacht hat. Einmal nämlich kam er von einem sehr lieben Freund. Dann aber ersah ich aus ihm, daß Dein Stil täglich feiner und gewählter wird. Daher gebe ich mich der Hoffnung hin, daß unter Deiner Führung und Leitung die Wissenschaft in Deutschland einen Aufschwung nehmen und den Höhepunkt erreichen wird. Ich habe Deinen Brief dem Bischof von Worms gezeigt, der gleich mir Deutschland zu einer solchen Zukunft Glück wünschte. „Fürwahr,“ rief er aus, „das ist der Weg zu den Gestirnen!“ Wenn Du wünschest, daß ich Dir den Mycillus des Lucian, den ich in das Lateinische übersetzt habe, schenke und widme, so wisse, beides hätte ich auch ohne Deinen besonderen Wunsch gethan. Aber ich werde ihn Dir wohl nicht so schnell senden können, denn ich habe ihn nach dem Übersetzen nicht mehr überarbeitet, ja nicht einmal mehr durchgelesen. Denn die Arbeiten meines Herrn nehmen mich in Anspruch, wenn auch nur wenig, da ihm seine vielfachen Geschäfte selbst wenig Zeit lassen. Ferner nehmen mir die öffentlichen Vorträge manche Zeit weg, wenn ich mich auch dieser Aufgabe zurückhaltend genug unterziehe. Mein Zuhörerkreis ist für Heidelberger Verhältnisse ziemlich groß. Aber er bekundet mehr Eifer, sich der Wissenschaft zu widmen, als daß er in der Lage wäre, dies auch thun zu können. Es sind zum großen Teil artistische Magister. Sie müssen ihre schönste Zeit Haarspaltereien widmen, und nur der kleinste Teil des Tages steht ihnen für unsere Studien zur Verfügung. Daher bringen sie ziemlich wenig fertig, und ich selbst werde lässiger in dem, was ich mit ihnen versuche. Obgleich nun alles dies geringfügig ist, so nimmt es doch meine Zeit in Anspruch.“

Hieran schließt sich eine Erwähnung der hebräischen Studien und der Plan, das Alter dem Studium der heil. Schrift zu widmen; ferner eine Bemerkung über die Schwierigkeit in sprachlichen Dingen einer langjährigen Gewöhnung entgegenzuwirken und den Leuten das Gefühl für Barbarismen beizubringen. Der Brief schließt mit der Datierung »tertia septimanae« d. h. am dritten Wochentag, denn feria tertia sei barbarisch, dies Lunae, Jovis, Martis etc. dagegen heidnisch.

Aus einem Briefe an Barbirian.

Wir haben oben S. 17 einen Brief an Barbirianus so weit besprochen, als er für den dort in Frage kommenden Entschluß Agricolas bedeutsam war; in diesem Zusammenhang finden sich noch folgende charakteristische Stellen: „Aber Du meinst vielleicht, ich könne ganz gut der Schule mit geringerer Ängstlichkeit obliegen. Allerdings kann ich das; wer aber wird von meinen Untergebenen eifrig sein, wenn ich selbst lässig bin? Denn man kann doch wohl nicht annehmen, daß, wenn ich, um dessen Sache es sich handelt, im Eifer nachlasse, ein anderer, dem es frei steht, auf meine Gefahr hin säumig zu sein, desto eifriger seine Pflicht erfüllen wird."

Was das hie und da sich zeigende litterarische Interesse in der Gesellschaft anlangt, so bekundet Agricola auch in diesem Punkte seinen Scharfblick für die konkreten Verhältnisse. Er sagt nämlich mit Bezug auf die Aussicht, den Honoratioren in Antwerpen Vorträge über die Klassiker zu halten: „So ein Erklären ist, wie ich aus Erfahrung weiß, eine unsichere und mißliche Sache. Im ersten Feuereifer erklären sich viele bereit. Später aber kühlt sich ihre Begeisterung ab, die einen entschuldigen sich mit ihren Geschäften, anderen wird die Sache langweilig — allzu großer Eifer und Überdruß sind ja oft recht nahe beisammen. Wieder andere folgen dem Beispiel der übrigen — denn was diese thun, nehmen sie an, muß doch wohl einen guten Grund haben. Dem einen kostet die Sache zu viel Mühe, dem andern zu viel Geld. Kurz, es bleibt meist nur ein ganz geringer Bruchteil übrig."

Über die Wahl eines Lehrers schreibt Agricola in dem nämlichen Briefe: „Deine Mitbürger suchen einen Lehrer für ihre Söhne. Er soll im zarten Alter auf sie einwirken, er soll das Fundament für ihr Leben legen. Er soll sie in den Jahren unterrichten, in denen sie sich leicht lenken und beeinflussen lassen. Je nachdem sie von Anfang an gut oder schlecht geführt werden, wird ihr ferneres Studium und ihr ganzes künftiges Leben sein. Ermahne daher ja Deine Mitbürger, daß sie sich nicht durch glänzende Titel und großartige Namen, die für den vorliegenden Zweck ohne jeglichen Nutzen sind, irre leiten lassen. Sie sollen keinen Theologen und keinen sogen. Artisten wählen. Denn ein solcher bildet sich ein, über alles reden zu können, während er doch gerade vom Reden selbst nichts versteht, da er die Theorie und die Gesetze der Redekunst nicht kennt. Was soll überhaupt der Theologe oder Physiker in der Schule? Wohl dasselbe — um ein griechisches Sprichwort zu citieren — wie der Hund im Bad.[1] Sie sollen vielmehr, so eifrig sie können, einen Mann suchen, der — wie Phönix bei Homer — lehren, reden und handeln kann. Wenn sie ihn gefunden haben, sollen sie ihn um jeden Preis gewinnen. Denn sie haben nicht etwa über eine geringfügige Sache zu entscheiden, sondern über das Wohl ihrer Söhne, auf das sich doch ihre ganze Aufmerksamkeit konzentriert. Und gerade in der Jugend bedarf die Erziehung der größten Sorgfalt, denn wie der jugendliche Geist alles rasch aufnimmt, so bewahrt er es auch mit großer Sicherheit, und zwar das Verderbliche so gut wie das Nutzenbringende. Man muß daher mit besonderer Sorgfalt in einer Sache zu Werke gehen, bei der ein Fehlgriff bittere Reue verursachen kann, ohne daß sich Aussicht eröffnet, das Versehen wieder gut zu machen."

Über die Übung in der lateinischen Darstellung.

In dem Briefe an Antonius Liber, in dem Agricola den Briefwechsel auch als Stilübung auffaßt, findet sich folgende Ausführung:

[1] S. die Anmerkung.

„Schließlich mußt Du mir schreiben, schon um überhaupt zu schreiben. Denn Du weißt ja, daß die Alten die Übung im Schreiben so sehr gerühmt und die Stilübung das beste Bildungsmittel des Redners genannt haben. Sie waren der Meinung, daß aus dieser Quelle die mächtigste Fülle der Rede entspringe. Was wir an Cicero bewundern, an Quintilian loben, an Plinius, Livius und Sallust rühmen, alles, was die Redner, die Historiker und die Dichter geleistet haben, hat hier seinen Ursprung. Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß die Jahrhunderte hieran etwas geändert haben, zumal da in unserer Zeit nicht allein der ganze Fortschritt der Beredsamkeit, sondern auch ihr ganzer Nutzen und Ruhm auf dieses enge Gebiet des Schreibens beschränkt ist. Zum Ruhm des Äschines trug seine klangvolle Stimme viel bei. Er selbst sagte in Bezug auf Demosthenes (zu den Rhodiern, die eine seiner Rede bewunderten): „Wie wäre es erst, wenn ihr das Ungeheuer selbst hättet reden hören." Als Demosthenes gefragt wurde, worauf es bei einem Redner hauptsächlich ankäme, antworete er: „In erster, zweiter und dritter Linie auf den Vortrag." Durch ihn beherrschte Cicero die Gerichte. Wegen des Vortrags gefiel Hortensius mehr, wenn man ihn hörte, als wenn man seine Reden las. Wegen der Wucht des Vortrages glaubte man, wenn Perikles redete, das Leuchten der Blitze zu sehen und das Rollen des Donners zu vernehmen. Was sollen nun wir machen, denen alle diese Vorteile und Hilfsmittel fehlen? Sollen wir schweigen? Keineswegs. Wir wollen uns anstrengen, wollen den Kampf mit der Ungunst der Zeit aufnehmen, wollen streben, etwas zu lernen und uns die feine Bildung völlig zu eigen machen. Wir wollen uns Mühe geben, etwas zustande zu bringen und zu hinterlassen, was die Alten nicht verachtet haben würden und die Nachwelt nicht tadeln wird. Sollten wir dieses Ziel aber nicht erreichen, dann möge es offenkundig werden, daß nicht etwa der Trägheit unserseits, sondern den widrigen Verhältnissen einer alternden und sozusagen ihrem Ende entgegengehenden Kultur die Schuld zufällt."

Aus dem poetischen Anhang.

Pavia.

Sei mir gegrüßet, du Stadt am Ticinus, ein Wunder der Schöpfung,
Dir kommt auf Erden nichts gleich, gleich nichts am himmlischen Zelt.
Niemand hat je dich würdig gerühmet. Es ragen die Türme
Kühn in die Lüfte empor, weithin erglänzet dein Ruhm.
Wer mag die Schlachten, die Siege, wer endlich das geistige Ringen,
Kämpfe um edleren Ruhm preisen, so wie sich's gebührt?
Hierdurch, fürwahr, übertriffst du Athen selbst, die Leuchte von Hellas,
Dich sucht der Spanier auf, dich auch des Gallierlands Sohn,
Selbst von Oceanus' wogenumbrandeter Küste, aus Deutschland,
Nahet blondlockig die Schar, Frisia schickte sie her.
Andere mögen erhabene Stoffe besingen in Liedern,
Ich weihe dankbaren Sinns still dir ein frommes Gebet:
Schöpfer der Welten, Allmächt'ger, Maria, du seligste Jungfrau,
Der du den Himmel bewohnst, glücklicher Seligen Chor,
Gnädig vernehmet das innige Flehn für mein teures Pavia,
Blicket voll Huld auf die Stadt: Allezeit blüh' sie im Glück!

Eine Obstsendung.

Crassus, mein trefflicher Freund, den man rühmt als gediegenen Kenner
Jeglicher Lehre des Rechts, Dir wünsch' ich reichliches Glück.
Freundlichen Sinnes nimm hin die Geschenke des geizigen Gartens;
Wenig nur spende ich Dir, nimm es, ich bitte, mit Huld.
Größere, reichere Gabe, fürwahr, mußt' ich schicken dem Freunde,
Ist meine Gabe nur klein, mich trifft doch keinerlei Schuld.
Schaden verursachten Stürme und Frost; auch pfiffige Knaben
Raubten verstohlen ihr Teil; blind war Priapus, der Gott.
Doch es wird nahen der Herbst. An dem Weinstock reift dann die Traube,
Rotwangig lächeln Dir zu zahllose Äpfel am Baum.
Hoffentlich bringt dann mein Garten mir reichere Ernte. Bis dahin
Möge Gesundheit Dir blühn! Denke bisweilen an mich!

An Dalberg. Ein Bild, Christi Himmelfahrt darstellend.

Werke der Künstler, Johannes, entreißt dem Verderben Dein Kunstsinn,
Dich auch nennet dereinst, rühmend und preisend, die Welt.
Edele Steine und Gold nichts sind sie als nichtige Stoffe,
Kunst erst verleihet den Ruhm, sie überdauert die Zeit.
Sieh', wie der Erde entrückt der Erlöser zum Himmel emporfährt,
Himmelwärts richtet den Blick weinend die gläubige Schar,
Sehnsucht bekunden die Mienen, sie möchten den Meister begleiten.
Glaube, sie folgen dereinst, Du bist dann selber dabei.
So hat der Künstler mit schaffender Hand den Erlöser gezeichnet,
Wie er die Lüfte durchfährt, heimkehrt ins himmlische Reich.
Auf in den Himmel zu fahren war leicht für den Heiland, der Gott war,
Schwer fiel der menschlichen Hand würdig zu zeichnen den Herrn!

Lebensweisheit.

Zeig' mir, so sprichst du, den sichersten Weg zu dem glücklichen Leben!
Habe stets heiteren Sinn, rede und thue, was recht.

Zweifelhaft ist, was das Morgen uns bringt, genieße das Heute,
Blumen, die heute dir blühn, pflücke mit sicherer Hand.
Heiter empfange die Gabe der flüchtigen Stunde; besiege
Unglück mit starkem Gemüt, strebst du nach innerer Ruh'.

In eine Ciceroausgabe mit dem Bildnis des Redners.

Hier biet' ich Ciceros Bild; aus den Werken erdröhnt seine Rede,
Blitzet und sprühet sein Geist. Sprich, was vermissest du noch?



Erklärungen und Ergänzungen.

S. 5. Z. 6. Die Würde des Baccalaureus war die erste Stufe der akademischen Grade; ihr Abzeichen war eine runde Kappe. Das Baccalaureat kommt zum ersten Mal im 13. Jahrhundert in Paris vor.

S. 5. Z. 9. Die Angaben Melanchthons finden sich teils in einer von einem gewissen Joh. Saxo aus Holstein im Jahre 1539 zu Wittenberg gehaltenen, aber von Melanchthon verfaßten Rede über das Leben des Rudolf Agricola, teils in einem Brief, den Melanchthon am 28. März 1539 aus Frankfurt an Alardus, den Herausgeber der Schriften Agricolas, geschrieben hat.

S. 5. Z. 3 v. u. Der Rhetor M. Fabius Quintilianus stammte aus Calagurris in Spanien. Er wurde von Kaiser Vespasian als Lehrer der Beredsamkeit in Rom aus der kaiserlichen Kasse besoldet. Nach einer 20 jährigen Praxis legte er die gewonnenen Erfahrungen in seinem 12 Bücher umfassenden Werke institutio oratoria, einer vollständigen Theorie der Beredsamkeit, nieder.

S. 6. Der Doktortitel tritt als akademische Würde zuerst in Bologna auf, wo ihn im Jahre 1130 im Auftrag des Kaisers Rechtsgelehrte erhielten. Hierauf erteilten die Päpste den Universitäten das Recht, die Doktorwürde Kennern des kanonischen Rechtes zu verleihen. Später kommt die Verbindung beider Würden im Titel doctor utriusque iuris vor. Der theologische Doktor wurde zum ersten Male 1231 in Paris verliehen. Dann folgten die übrigen Fakultäten. Das Abzeichen der Doktorwürde war der Doktorhut.

S. 7. Später, als Agricola wieder in seine Heimat zurückgekehrt war, trat in Brüssel ein Mann auf, der sich für Karl d. Kühnen ausgab. Agricola berichtet über ihn seinem Freunde Barbirian Luc. S. 209 und giebt auf Grund von Mitteilungen ernster Männer eine genaue Vergleichung des echten und des angeblichen Karl.

S. 8. Z. 7. Welche Bedeutung Morneweg S. 45, 46 und Hartfelder S. 29 (vgl. dazu Hartfelder S. 7, Anm. 6) für das Lebensbild Agricolas haben, läßt sich bei der Beschaffenheit des biographischen Materials nicht feststellen.

S. 8. Z. 9 v. u. »Domicilium Musarum et Veneris«, denselben Ausdruck gebraucht Agricola am Ende der Rede über die Philosophie und fügt erläuternd hinzu: „Der Venus sage ich, man verstehe aber meine Rede nicht falsch, nicht der Venus, welche das Altertum mit Flammen und lodernden Fackeln ausgestattet hat. Sie ist der böse Dämon und die größte Feindin jedes edelen Beginnens. Ich meine die Venus, die Anmut,

Muße, Frieden und reiche Fülle alles Guten bedeutet.“ Diese Unterscheidung knüpft offenbar an den schon im Altertum vorhandenen Gegensatz der Venus Urania und Venus Pandemos an.

S. 8. Z. 13. Ercole von Este regierte von 1471—1504. In dem Kriege, welchen 1482 der Papst und Venedig mit Ferrara führten, bekundete er kriegerische Tüchtigkeit und diplomatisches Geschick. Unter seiner Regierung nahm trotz seiner rücksichtslosen Art Ferrara bedeutend zu, und es erhoben sich glänzende Paläste. Obwohl Ercole selbst kein Gelehrter war, so hatte er doch großes Interesse für Kunst und Wissenschaft. Er vergrößerte die Universität, sah die erste Buchdruckerei in seinem Land entstehen und zog Dichter, Gelehrte und Musiker an seinen Hof.

Z. 23. Die beiden Brüder Dietrich und Johann von Plenningen waren schwäbische Edelleute. (Plieningen, ein Dorf bei Stuttgart.) Dietrich hatte — wie Agricola sagt — angenehme Gesichtszüge und lockiges blondes Haar, stand als Rat in pfälzischen und bayerischen Diensten und starb im Februar 1520; Johann von Plenningen war Domherr zu Worms und Propst zu Mosbach. Auf den Wunsch seines Bruders sammelte er die Werke Agricolas und ließ sie durch einen gewissen Johannes Pfeutzer abschreiben. Er starb 1506. Vgl. Hartfelder, unedierte Briefe S. 8 u. 9.

S. 8. Z. 13 v. u. Das Verständnis für landschaftliche Schönheit tritt in den Schriften Agricolas selten zu Tage. In der Biographie des Petrarca bekundet er Sinn für ein wasserreiches Thal, für die Einsamkeit des Waldes und die Linien einer hügeligen Landschaft.

S. 10. Agricola schreibt an den nicht näher bekannten Walter Wondensis: „Ich beziehe monatlich 5 Dukaten, den 6. erwarte ich täglich. Zu meinen Studien habe ich das Griechische hinzugefügt, so daß ich wohl in den Augen derer, die glauben, daß ich mich erfolglos auf diesem Gebiet abmühe, den Höhepunkt der Thorheit erreicht habe.“

Rudolf Langen wurde um das Jahr 1439 zu Münster geboren. Er besuchte die Schule zu Deventer und die Universität zu Erfurt. Nach einem Aufenthalt in Italien wirkte er nach Kräften für das Schulwesen in Münster. Die Lehrer unterstützte er durch seinen Rat und durch litterarische Hilfsmittel, die seine Bibliothek in großer Anzahl enthielt. Er starb als Domherr in Münster.

Die Stelle in der Rede Melanchthons heißt wörtlich: „Er kam nach Ferrara, wo damals wenigstens die Beschäftigung mit der Philosophie und der Redekunst in größerer Blüte stand, als in den übrigen Universitätsstädten Italiens. Denn der Herzog Ercole von Ferrara erkannte, daß die Förderung der Wissenschaft die Pflicht eines tüchtigen Fürsten sei; auch bereiteten ihm die Werke feingebildeter Männer einen großen Genuß. In Ferrara hielt sich Theodor Gaza auf, der durch seine Bildung und durch seine Rednergabe wohl alle anderen Griechen, die damals in Italien lebten, übertraf. Daselbst lehrte Guarino, ein außerordentlich gründlicher Gelehrter, Griechisch und Lateinisch. Auch die Dichter Strozza waren da. Mit ihnen war Agricola sehr befreundet. Es giebt auch noch Werke von Mathematikern, die damals am Hofe des Ercole lebten. Kurz, alle Wissensgebiete waren in der glücklichsten Weise vertreten . . . . . Hier

wetteiferte Agricola in der ungebundenen Rede mit Guarini, in der gebundenen mit den Strozzas. Über philosophische Gegenstände unterhielt er sich mit Theodor Gaza und anderen Größen. Außerdem hörte er die Vertreter der übrigen Wissenschaften." In dem Brief an Alardus ist nur Theodor von Gaza genannt. Es heißt daselbst im Anschluß an die von Agricola angeregten und geförderten Aristotelesstudien: „Denn er hatte zu Ferrara den Theodor von Gaza gehört, der sich durch seine Kenntnis des Aristoteles auszeichnete."

Theodor Gaza wurde 1398 zu Thessalonich geboren, er lebte längere Zeit in Konstantinopel. 1444 kam er nach Italien, 1447 war er Lehrer des Griechischen in Ferrara. 1450 lehrte er in Rom Philosophie. 1455 finden wir ihn in Neapel. 1458 ist er in Rom und erhält dann die Abtei San Giovanni a Piro in Calabrien, wo er 1478 starb. Er übersetzte Werke der griechischen Litteratur ins Lateinische und umgekehrt. Auch eine griechische Grammatik verfaßte er. Der persönliche Verkehr Agricolas mit Gaza dürfte nur sehr vorübergehend gewesen sein.

Battista Guarino war Professor in Ferrara und der Sohn des um die Kenntnis des klassischen Altertums hochverdienten Guarino, der, in Verona geboren, ungefähr 1429 nach Ferrara kam und 1460 im Alter von 90 Jahren starb. Der jüngere Plenningen verkehrte freundschaftlich mit ihm, vgl. Hartfelder Nr. 13.

S. 10. Über den Dialog Axiochus, der schon im Altertum als unecht erkannt wurde, vgl. Christ, Gesch. d. Griechischen Litteratur, S. 350.

Isokrates lebte von 436—338 v. Chr. in Athen, schrieb zahlreiche Reden und war als Lehrer der Beredsamkeit thätig.

Die Praeexercitamenta oder Progymnasmata, d. h. Vorübungen, waren im Mittelalter und zur Zeit der Renaissance beliebte Mittel der rhetorischen Schulung. Man verstand darunter Übungen im Ausarbeiten von Fabeln, Erzählungen, Chrieen, Gemeinplätzen, Vergleichen und Beschreibungen.

Aphthonius war ein griechischer Rhetor und lebte c. 300 n. Chr.

Priscian lebte c. 500 n. Chr. Sein Hauptwerk ist eine lateinische Grammatik in 18 Büchern.

Lucian von Samosata lebte zwischen 130—200 n. Chr. und verfaßte in elegantem Griechisch satirische Schriften. Am bekanntesten sind seine Götter- und Totengespräche. S. 70 wird derselbe Dialog Mycillus betitelt.

S. 11. Adolf Occo wurde im Jahre 1447 zu Osterhausen in Friesland geboren, wo seine Familie reich begütert war. 1488 wurde er Leibarzt des Pfalzgrafen Philipp. Mit Dalberg verbanden ihn die humanistischen Interessen. 1491 war er Leibarzt des Erzherzogs Sigismund von Tirol in Innsbruck. Später wirkte er als Arzt in Augsburg und starb am 27. Juli 1503. Seine reichhaltige Bibliothek gelangte durch Vermittlung seines Neffen nach Amsterdam. Agricola (Hartf. S. 19) schreibt gelegentlich an ihn: „Halt, beinahe hätte ich vergessen, was ich Dir gewiß nicht vorenthalten wollte! Ich habe einige Leute nach Dir und Deinem Thun und Treiben gefragt. Schwerfällig wie der Menschenschlag

ist, sagten sie, wenn Du noch ernster aufträtest, dann sei gar nichts an Dir auszusetzen. Als ich eingehender diesen Punkt behandelte, fand ich, daß man Dir einen Vorwurf daraus machte, daß Du den Kranken freundlich zuzureden pflegst, statt reserviert aufzutreten und sozusagen von oben herab Deine Anordnungen zu treffen. Ich tadelte sie natürlich wegen der Thorheit, da ihnen gerade die Eigenschaft, die die Kranken oft an den Ärzten vermissen, an Dir nicht gefiel. Auch wäre ja für Dich wie für alle, die tiefer in die Wissenschaften eindringen, nichts leichter, als ernst und nachdenklich zu erscheinen. Ich wollte das nur zu Deiner Kenntnis bringen, denn der Menge, mit der Du ja doch zu thun hast, fehlt es eben am richtigen Verständnis, und Du weißt doch, daß man den Menschen nehmen muß, wie er ist."

S. 12. Z. 2. Über die Schrift de inventione dialectica gehen heute die Urteile sehr auseinander. Während Laas „Der deutsche Aufsatz" I. S. 11—13 ihren didaktischen Wert anerkennt und mit besonderer Genugthuung betont: „Die sophistische Sucht, um jeden Preis zu siegen, ist zurückgedrängt und das Schreiben mehr als das Reden berücksichtigt", sagt Geiger „Renaissance und Humanismus" S. 334: „Das Werk ist nichts als eine weitschweifige Darstellung der verschiedenen Arten, nach denen man einen Gegenstand untersuchen kann, und trotz vielfacher herber Angriffe gegen die frühere Studierweise kein Zeugnis einer großartigen Reform."

S. 12. Z. 14. „Anacharsis soll der Bruder eines scythischen Königs gewesen und zur Zeit Solons nach Athen gekommen sein. Die Rhetoren benutzten seine Person zur Schilderung eines Naturmenschen im Gegensatz zu den verfeinerten, vielfach unnatürlichen Verhältnissen Athens." Der französische Schriftsteller J. J. Barthélemy schrieb 1788 eine Reise des jungen Anacharsis durch Griechenland.

Z. 21. Der Volkstribun Manilius stellte im Jahre 66 v. Chr. Geburt den Antrag, man solle dem Pompeius den unumschränkten Oberbefehl im Kriege gegen Mithridates von Pontus und Tigranes von Armenien übertragen. Diesen Gesetzesantrag befürwortete Cicero in einer mustergiltigen Rede.

S. 12. Johann von Werdenberg wurde nach Gams series episc. S. 258 im Jahre 1463 Koadjutor des Bischofs Peter von Schauenburg, dem er am 15. Mai 1469 auf dem bischöfl. Stuhl von Augsburg nachfolgte. Er starb am 23. Februar 1486. Vielleicht bezieht sich ein Eintrag im Liber confraternitatis B. Mariae de Anima Teutonicorum de urbe (veröffentlicht Rom 1875) auf diesen Werdenberg. Es findet sich daselbst zwischen den Jahren 1461—1464 »Johannes Comes de Werdenberg, praepositus in Wissensteig Constanciensis dioec. ac Augustensis, Constanciensis ecclesiarum canonicus.«

S. 13. Z. 29. „Das Kloster der hl. Agnes lag nicht fern von der Stadt Zwoll sehr gesund und anmutig auf einer mäßigen Anhöhe, an welcher die fischreiche Vechte vorbeifließt" Ullmann IV S. 135. Thomas von Kempen (1380—1471), der Verfasser der berühmten „Nachfolge Christi" lebte daselbst lange Jahre als Chorherr. Die Meinung, Agricola sei in Zwoll ein Schüler des Thomas von Kempen gewesen,

widerlegt Delprat „Die Brüderschaft des gemeinsamen Lebens“, bearbeitet v. Mohnike. Leipzig 1840. S. 141. Auch Plenningen, Melanchthon und die Biographen des Thomas von Kempen wissen nichts davon zu berichten. Dabei ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß Agricola, dessen Gedankenkreis sich überhaupt mit dem der Fraterherren mannigfach berührt, persönliche Beziehungen zu Thomas von Kempen gehabt haben kann.

S. 13. Z. 10 v. u. Johann von Wessel war 1420 zu Groningen geboren. Er besuchte die Schule der Hieronymianer in Zwoll. 1452 begab er sich, nachdem er in Köln studiert hatte, nach Paris. 1470 finden wir ihn in Italien. 1473 kam er wieder nach Paris, wo ihn Reuchlin kennen lernte. 1475 ist er mit Reuchlin in Basel zusammen. Dort wurde er Basilius Groningus genannt (vgl. Corp. Ref. XI. 444 und Hartfelder S. 24). 1477 wirkte er in Heidelberg. Später lebte er teils bei Zwoll, teils in und bei Groningen. Er starb am 4. Oktober 1489. Melanchthon sagt, er habe das Griechische und das Hebräische leidlich verstanden, sich aber in der Theologie, in der Medizin und in der Philosophie ausgezeichnet. Agricola schreibt im Jahre 1482 an Occo: „Unser Basilius wohnt in Groningen bei den Nonnen. Die Kuren hat er aufgegeben und ist beständig allein auf seinem Zimmer, wo er ganze Tage den theologischen Studien widmet. Ich bin oft sein Gast und verkehre sehr freundschaftlich mit ihm.“

S. 13. Z. 7 v. u. „Das Kloster Adwert, zwei Stunden von Groningen im sogen. Westquartier, war seiner Zeit eine sehr berühmte, durch Reichtum der Güter, Schönheit der Gebäude, besonders der Kirche, und Wichtigkeit der Bibliothek ausgezeichnete Abtei, ist aber jetzt nicht nur aufgehoben, sondern zum Teil zerstört. Die Kirche steht noch, die jetzige Predigerwohnung ist ein Teil des alten Klostergebäudes, der größte Teil der Bibliothek ist im 16. Jahrh. ein Raub der Flammen geworden, das wenige Gerettete der Bibliothek der Akademie zu Groningen einverleibt.“ Ullmann, Werke IV. S. 133.

S. 14. Z. 1. Bezüglich der Verhandlungen mit dem damaligen Erzherzog Max schreibt Agricola an seinen Bruder: „Ich war am Hofe Maximilians mit dem Kanzler von Burgund sehr bekannt geworden .... Fast täglich war ich sein Gast. Außer ihm und dem Kanzler von Brabant fand ich noch alte Freunde, auch neue Beziehungen knüpfte ich an. Sie alle, besonders aber der Kanzler von Burgund, suchten mich an den Hof Maximilians zu fesseln. Sie machten mir alle möglichen Versprechungen, und oft wurde ich bei Maximilian so gerühmt und gepriesen, daß ich mich ordentlich schämte. Daher habe ich unter anderem gesagt, das Wohlwollen so bedeutender Männer ehre mich zwar sehr, aber ich könne keine Beschlüsse über meine Zukunft fassen, da ich noch im Dienst unserer Stadt stehe und es doch nicht gut angehe, neue Verpflichtungen einzugehen, ehe die alten gelöst sind. Kurz, Du kennst ja meine Abneigung gegen solche Pflichten und mein Bedürfnis nach Ruhe. Du weißt, daß es mir, der ich mein ganzes Leben der Wissenschaft gewidmet habe, schwer fällt, diese Lebensweise gerade jetzt zu verlassen, wo ich in das Alter trete, in dem man sich ihr zuzuwenden pflegt.“ Agricola sagt von seiner damaligen Stellung in einem Brief an Occo: Ego scriba sum Gauronicae

nostrae, sic enim soleo oppidum nostrum (d. h Gröningen) vocare. Ὄνος πρὸς λύραν inquis. Recte hercule. Joannes frater tuus in acie est et operas ministerii exhibet, ego in subsidiis (ut nosti morem meum) ex longinquo aspecto. Hartfelder Nr. 11.

S. 14. Z. 20. (Antonius Liber Susatensis) Anton Frey aus Soest wurde Vorsteher des Gymnasiums in Zwoll. Er begrüßte Wessel nach seiner Rückkehr aus Italien mit einem lateinischen Gedicht (carmen panegyricum in laudem et jucundum adventum ex Italia praestantissimi et admirandi philosophi M. Wesseli Groning). Vgl. Ullmanns Werke Bd. IV S. 304. — In dem an zweiter Stelle erwähnten, aus Deventer datierten Brief Agricolas läßt Hegius, „der dort einer Schule vorsteht", den Frey grüßen.

S. 14. Z. 6 v. u. Über den Wert des Briefwechsels für die Freundschaft schreibt Agricola an Anton Frey: „Der briefliche Verkehr hindert es, daß die freundschaftlichen Gefühle, die uns mit Abwesenden verbinden, erkalten. Er macht in einfacher Weise die Unterlassungen großer Zeiträume wieder gut. Er ist es, der uns über die größten Entfernungen des Ortes hinwegtäuscht. Alles, was wir im Lauf vieler Tage oder gar Jahre erlebt haben, fassen wir auf einem Blatt von mäßigem Umfang zusammen. Freudige und traurige Ereignisse besprechen wir so rückhaltlos und unserer augenblicklichen Stimmung entsprechend selbst mit räumlich noch so entfernten Personen, wie wenn sie zugegen wären." Nach dem Muster der lateinischen Brieflitteratur flicht Agricola in seine Briefe stellenweise griechische Wendungen oder Citate ein und bedient sich ab und zu volkstümlicher Ausdrücke, z. B. »inter offam et os multa interveniunt.« Hartfelder S. 29 und »quod solent (sc. efficere) ii qui porcos tondent, quorum laborem lana non pensat.« Hartfelder S. 21. Auch Derbheiten kommen vor, so wird Luc. S. 184 ein Kanzler von Brabant pecus mutila genannt, die Beschäftigung mit der Jurisprudenz (Hartfelder S. 16) eine mola asinaria. Naturalistisch schildert er seine Krankheit in Trient mit den Worten »intra linteos iactamur«. Hartfelder S. 32.

S. 15. Über das damalige Heidelberg schreibt Hartfelder: „Eine neue Zeit begann durch Johann von Dalberg, genannt Camerarius, den einflußreichen Kanzler des Kurfürsten von der Pfalz und zugleich Bischof von Worms. Sein Haus wurde der Mittelpunkt eines Kreises humanistischer Gelehrten und Dichter. Da verkehrte der Rechtsgelehrte Dietrich von Plenningen, der Übersetzer klassischer Schriftsteller, der lebensfrohe und geschäftserfahrene Johannes Wacker, genannt Vigilius, Lehrer des Rechts an der Hochschule, der unstäte und begabte Konrad Celtis, einer der größten unter den deutschen Humanisten, der fromme und gelehrte Adam Werner von Themar, der Erzieher am kurfürstlichen Hofe, der Elsässer Jakob Wimpfeling, der Pädagoge unter den Humanisten, der gelehrte Johann Reuchlin, der Wiedererwecker und Verteidiger der hebräischen Studien in Deutschland, der fromme Abt Trithemius, der Verfasser gelehrter Geschichtswerke u. a."

S. 16. Über das damalige Rom schreibt Agricola seinem Freunde Plenningen: „Richte Deine Blicke nach allen Seiten. Benutze jede günstige Gelegenheit, laß keinen vorteilhaften Zeitpunkt verstreichen.

Bedenke, daß Du in Rom bist, wo in buntem Durcheinander alle möglichen Elemente und Persönlichkeiten zusammenströmen und gleichzeitig in Thätigkeit sind. Je dreister einer dort ist, desto leichter schafft er sich freie Bahn und macht mit Erfolg seinen Weg. Du darfst nicht lange zaudern. Wo aller Erfolg von räuberischer Hast abhängt, kann der Bescheidene nichts erreichen.“ Hartfelder S. 26.

S. 16. Das Sammeln von Büchern betrieb Agricola als echter Humanist mit besonderem Eifer. Seine große Bibliothek hinderte ihn, wie er von Groningen aus an Plenningen schreibt (Hartf. Nr. 15), an einer Rückkehr nach Italien. Von Heidelberg aus schrieb er am 1. Oktober 1484 an den Straßburger Buchhändler und Buchdrucker Adolf Rusch: „Ich wollte Deinem Wunsche Rechnung tragen und Dich besuchen; gleichzeitig hätte ich meine Neugierde befriedigen und die an griechischen Werken reiche Baseler Bibliothek besichtigen können. Aber mancherlei kam dazwischen. Dalberg befürchtet, ich könne mich dann dort nicht mehr losreißen; auch der weite Weg, der nahe Winter, die unruhigen Zeiten, die kurzen Tage und die Unbequemlichkeit der Verkehrsmittel kommen in Betracht; bei mir sogar doppelt und dreifach, da ich die Ruhe liebe und ein Gewohnheitsmensch bin.“ Der Brief schließt mit den Worten: „Setze mich doch, wenn Du in Deiner Gegend irgend etwas von alten Büchern, das den andern noch unbekannt ist, finden solltest, davon in Kenntnis. Wenn ich zu Dir kommen könnte, würden wir überall herumgehen und den ganzen Bibliotheksstaub aufrühren.“ In einem Schreiben vom 27. März 1485 beauftragt er Rusch, ihm aus Frankfurt einen Columella mit den übrigen Schriften über Landwirtschaft, die Medizin des Celsus, die Saturnalien des Macrob, die kommentierten Werke des Statius und den Silius Italicus zu besorgen. Am 13. April schreibt er: „Die Bücher habe ich erhalten, sie sind schön und mit Sorgfalt hergestellt.“ (Hartf. Nr. 16, 17, 18.) Über die Ausgaben der von Agricola bezeichneten Schriftsteller vgl. Hartf. S. 31, Anm. 5.

S. 16. L. Junius Moderatus Columella aus Gades hat 12 Bücher über den Landbau geschrieben. Das 10. Buch, welches den Gartenbau behandelt, ist nach dem Vorbild von Vergils Georgica in Hexametern abgefaßt.

S. 17. Die Horazstelle (Od. II 16) lautet in der freien Nachdichtung Proschbergers:

. . . . . Was suchen wir in Ländern,
Die unter einer andern Sonne glühen?
Wirst Du, der Heimat fern, Dich selbst verändern?

S. 18. Z. 11. Johann Reuchlin, geboren zu Pforzheim, lebte von 1455–1522. Er machte seine Studien in Freiburg, Paris und Basel. Nachdem er daselbst die Magisterwürde erlangt hatte, widmete er sich mit besonderem Eifer der griechischen Sprache und verfaßte ein lateinisches Wörterbuch. Noch größere Bedeutung wie für das Griechische hatte Reuchlin für die hebräischen Studien. Seine 1506 edierten Elemente der hebräischen Sprache, die Frucht angestrengten Fleißes, waren bahnbrechend, sie waren das erste vollständige Lehrgebäude dieser Sprache. Er wirkte nicht nur als Gelehrter, sondern war auch als praktischer Jurist

am Hof des Grafen Eberhard von Württemberg thätig. Agricola nannte ihn Luc. S. 179 „einen Mann, den die mannigfaltigsten Kenntnisse auf allen Gebieten der Wissenschaft und Litteratur zieren“, und schreibt: „Fürwahr, ich freue mich über Dich, ich beglückwünsche Dich wegen Deiner trefflichen Anlagen und gratuliere besonders unserem deutschen Vaterlande, welches, wenn je, so gerade jetzt endlich aufgeweckt und aus der Barbarei, die so viele Jahrhunderte hindurch wie ein tiefer Schlaf seine Thätigkeit gelähmt hat, aufgerüttelt werden muß.“

Z. 29. Wie sich Agricola für den Urtext des alten Testamentes interessierte, so beschäftigte er sich auch mit dem griechischen Text des neuen Testamentes. So erzählt Melanchthon in seinem Schreiben an Alardus, daß Agricola aus dem Gebrauch des Artikels im Griechischen Ev. Joh. 1, 1 in dem Satz »et Deus erat Verbum« Verbum als Subjekt des Satzes erklärt habe.

S. 20. Vielleicht lassen sich die Worte »etsi probabat voluntatem in recentioribus qui summas rerum vidissent in unum corpus ac methodum contrahendas esse, hanc enim docendi rationem necessariam esse in omni genere fatebatur« in dem Brief Melanchthons an Alardus auf das Ziel der Scholastik beziehen. Den Gegensatz dazu bildet der Satz: tamen iudicium modum puritatem non obscure desiderabat. Zugleich heißt es, Agricola habe die theologischen Meinungen dieser Autoren auf Grund seiner Kenntnis der früheren Theologen — er hatte offenbar die Kirchenväter studiert — berichtigt. — In der Einleitung zum zweiten Buch der Schrift de inventione dialectica klagt Agricola darüber, daß die damaligen theologischen Studien zu wenig auf die Vorbereitung des Priesters für seine praktische Thätigkeit hinzielen. In einem Brief an Occo (Hartf. Nr. 10) tadelt er, daß das Studium der Theologie häufig ohne die notwendigen Vorkenntnisse betrieben werde. Er denkt wohl dabei an die zu den Quellenstudien erforderlichen sprachlichen Kenntnisse. Vermutlich ist der Gegensatz Agricolas zur damaligen theologischen Methode auch der tieferliegende Grund, der ihn bestimmte, in seiner Rede über die Philosophie nicht auf die Theologie einzugehen. Vgl. S. 48.

S. 21. Pallas Spangel war Professor der Theologie in Heidelberg. Melanchthon war ein Schüler von ihm.

S. 21. Goswin von Halen war der Famulus Wessels gewesen. Am Schluß des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts war er Vorsteher des Bruderhauses zu Groningen. Ein Brief Goswins mit pädagogischem Inhalt wird von Ullmann, IV 320 mitgeteilt. Die Stelle, die hier in Betracht kommt, findet sich Corp. Ref. XI S. 444. Auch Raumer hat sie, Gesch. d. Päd. I S. 87, verwertet. Man kann sich bei der Unklarheit einzelner Ausdrücke kein vollkommen deutliches Bild von dem Inhalt und der Tragweite dieser Erörterungen machen.

S. 21. Endelechie, die Strebekraft als Prinzip der menschlichen Seele.

S. 22. Aratos von Soloi lebte ungefähr 276 v. Chr. am Hofe des Antigonus Gonatas in Pella. Seine Ausbildung hatte er in Athen erhalten. Sein Hauptwerk ist ein aus 1154 Hexametern bestehendes

astronomisches Lehrgedicht. Es wurde von Cicero ins Lateinische übersetzt und stand bei den Gelehrten und Dichtern Roms in hohem Ansehen.

S. 23. Georgius Gemistus Plethon wurde ungefähr 1350 zu Konstantinopel geboren. Er kam 1438 bei Gelegenheit des Konzils von Ferrara nach Italien und kehrte erst 1441 in seine Heimat zurück. Seine geschichtlichen Werke haben keinen selbständigen Wert. Über das Geschichtswerk Agricolas heißt es in der Rede Melanchthons: „Er machte einen gelehrten Auszug aus der Bibel und dem Herodot bezüglich der orientalischen Reiche, die Geschichte der Rivalität griechischer Staaten untereinander schöpfte er aus Thucydides und Xenophon. Den Philipp, den Alexander und ihre Nachfolger behandelte er nach Diodor und Polybius. Hieran schloß er ausgewählte Kapitel aus der römischen Geschichte an. Den Abschluß bildeten die Hauptereignisse der deutschen Geschichte.“ (Corp. Ref. XI 445.) Vgl. dazu Geiger, Reuchlin S. 64. Auf ein weiteres uns nicht näher bekanntes Werk des Agricola bezieht sich Murmellius. Er hat im ersten Buch seiner kommentierten Boëthiusausgabe Aufzeichnungen Agricolas benutzt, die er „Perlen vom schönsten Glanz“ nennt. Vgl. Reichling, Murmellius, S. 101.

S. 23. Über die Datierung dieses Briefes vgl. Morneweg, Dalberg S. 94 Anmerkung.

S. 23. Die Italiener zählten die Stunden von einem Sonnenuntergang bis zum anderen durch. Vgl. Goethes Aufsatz: „Das Stundenmaß der Italiener“ und Morneweg, S. 92.

S. 24. Z. 12. Für das Verhältnis zu Dalberg ist folgende Stelle eines Briefes, den er auf dem Krankenlager geschrieben hat, charakteristisch: „Werde ich Dich wiedersehen, liebster Freund? Ich wünsche noch zu leben, fürwahr nicht so sehr um (im Text muß eine Lücke vorliegen), sondern um besser zu sterben, dann auch um Dich noch einmal zu sehen. Wenn ich dies erlange, will ich mit Gott nicht weiter um das Leben hadern. Sei gegrüßt und lebe wohl, der Du die Leuchte und der Grundpfeiler meines Lebens bist. Bete, so viel Du kannst, für mich.“ Hartfelder S. 33.

S. 24. Z. 24. Ein Bildnis Agricolas bietet Geiger, Renaissance und Humanismus S. 335.

S. 24. Z. 2 v. u. Was die Mäßigkeit Agricolas anlangt, so finden sich Hartfelder S. 4 und Ullmann, Werke IV 317 entgegenstehende Äußerungen des Erasmus und des Goswin von Halen. Übrigens gewinnt man von Agricolas Persönlichkeit, wie sie sich in seinen Schriften spiegelt, den Eindruck, daß er nie zum Sklaven irgend einer Leidenschaft wurde. Daß er aber, was die vorliegende Frage betrifft, bei seinem lebhaften Temperament und seiner Hingabe an die anregende Unterhaltung ab und zu sich selbst nicht genügend beobachtete und mäßigte, ist wohl denkbar.

S. 25. Bisweilen erfaßte ihn aber auch mächtiger Zorn über die Gegner; so schreibt er an Lange: „Habe keine Angst vor ihrer Überzahl, denn meist ist die Menge sich selbst im Weg und nur selten kommt es vor, daß die unter sich einig sind, die nicht mit der Wahrheit in Einklang

stehen. Herausfordern müssen wir die Feinde der Litteratur und Mann gegen Mann mit ihnen kämpfen. Aber auch so wird es uns nicht leicht werden, etwas auszurichten. Ich habe zwar ein weicheres Naturell und bin im Bewußtsein dessen, was mir fehlt, weniger unternehmend, bisweilen aber kocht es in mir und mit ungewöhnlicher Heftigkeit läuft mir die Galle über." Luc. S. 179.

S. 26. Z. 2. Seine übele Stimmung kennzeichnet Agricola in einem Brief an Barbirian mit folgenden Worten: „Meine Musen schweigen nicht nur, sie sind vielmehr völlig verstummt. Seit ich von Antwerpen weg bin, habe ich noch keinen einzigen Vers gemacht. Ich singe nicht, ich spiele nicht, kurz, ich treibe nichts derart. Bisweilen komme ich mir selbst ganz fremd vor." Luc. S. 214.

Was die Angehörigen anlangt, so bereitete sein jüngerer Bruder Heinrich Agricola große Sorgen, vgl. Morneweg S. 79; Luc. S. 218. Den Tod einer Schwester beklagt Agricola mit folgenden Worten: „Ich bin sehr betrübt und leide schwer unter diesem Verlust, denn es ist meine Schwester, die ich verloren habe, ihre Geistesgaben und ihr Charakter berechtigten zu schönen Hoffnungen. Da es Gott anders gefallen hat, sind Klagen überflüssig und lästig. Man muß eben mit der Notwendigkeit rechnen und das geduldig tragen, was unvermeidlich ist." Luc. S. 215. (Der Brief ist 1484 in Heidelberg geschrieben.)

Luc. S. 220 schreibt er seinem Bruder: „Unsere Nichte Remmaka ist gestorben; sorge, daß für sie gebetet wird."

S. 26. Z. 14. Wie sehr Agricola das Bedürfnis hatte, seine Gedanken befreundeten Personen mitzuteilen, sehen wir aus folgender Stelle eines 1481 an Occo gerichteten Briefes: „Ich durchschweife sozusagen verlassen die Einöden Libyens und bemerke keine Spur höherer Bildung. Denn bei uns giebt es niemanden, der, ich will gar nicht sagen an unsern feineren wissenschaftlichen Bestrebungen, sondern überhaupt an der Wissenschaft Freude hat. „Du kannst doch," denkst Du vielleicht, „mit Demosthenes, mit Isokrates, mit Thucydides und mit andern, die Dir Deine Bibliothek zur Verfügung stellt, ganze Tage hinbringen." Allerdings kann ich dies, aber wie, wenn von zweien einer schweigt, der Streit kurz ist, so erlahmt dem Lebenden einem Manne der Vorzeit gegenüber die Energie des Geistes. Die Stimme eines Lebenden ist es, die den Eifer für die Wissenschaft frisch und lebendig erhält." Diese Worte sind charakteristisch für den Mann, der offenbar selbst mehr durch seine Persönlichkeit als durch seine litterarische Thätigkeit gewirkt hat.

Gerne hörte Agricola das Urteil seiner Freunde über seine litterarischen Leistungen. An Occo schreibt er z. B.: „Hättest Du doch nach dem Brauch der Alten an den Rand (der inventio dialectica) ein Zeichen gesetzt, wo Dir bezüglich des Inhaltes oder der Form eine Änderung am Platz zu sein schien." Hartfelder S. 23.

Seinen offenen Charakter im Verkehr mit seinen Freunden bekundet der Ausspruch: „Es ist die Eigentümlichkeit eines einfachen und geraden Sinnes, nicht aufs Geratewohl etwas Ungünstiges vom Mitmenschen zu glauben." Luc. S. 214. Frohes Wiedersehen alter Freunde schildert eine Stelle Luc. S. 184: „Ich war in Aachen bei N., der mich

sehr freundlich aufnahm. Auch Dietrich von Plenningen, Adolf (Occo) und Bartholomäus von Buelda (vgl. Hartfelder S. 13) waren zugegen. Wir waren sehr vergnügt und freuten uns wie einst so recht der alten Ungebundenheit." Auch um den Eindruck, den seine Freunde auf andere machen, ist er besorgt; so beklagt er Luc. S 216, daß einer seiner Freunde „die ländliche Befangenheit" nicht ablegen könne und deshalb verspottet werde.

S. 26. Z. 23. Bei der Pflege der Wissenschaft in seiner Zeit vermißte Agricola die saubere Scheidung der einzelnen Disziplinen. Er sagt de inv. dial. II Einleitung: „Gleich einem aus seinem Käfig durchgebrannten Tier bricht jede Wissenschaft in das Gebiet und das Eigentum der anderen ein. Nichts wird heutzutage in seinem natürlichen Zusammenhang gelernt."

S. 40. Plotinus lebte von 204–269 n. Chr. Er gehörte zu den Neuplatonikern. Seit 244 wirkte er in Rom. Vgl. Christ, Geschichte der griech. Litteratur 1889, S. 609.

S. 45. Z. 1 v. u. In der Einleitung zu Buch II de inventione dialectica klagt Agricola darüber, daß in seiner Zeit die Grenzen der Mathematik, der Naturwissenschaften und der Medizin vielfach verwischt seien. Im Anschluß an die Erwähnung von Übergriffen der Physik auf das Gebiet der Mathematik ruft er aus: unde verbosa illa est de maximo et minimo et de calculandi ut aiunt ratione iactatio.

S. 47. Die durch die Bewegung der Himmelskörper angeblich hervorgerufene Harmonie ist die sog. Sphärenharmonie.

S. 48. Die von Pythagoras gestiftete Philosophenschule sah die Zahl als das Prinzip der Dinge an.

Bezüglich der Pflege der Musik in Ferrara vgl. S. 8.

Timanthes lebte im 4. Jahrh. vor Christus. Vgl. Baumeister, Denkmäler des klass. Altertums II S. 862.

S. 48. Z. 11 v. u. Diese Absicht hegte Agricola bis zu seinem Tode, denn Plenningen schreibt: „Wenn er nicht durch einen frühzeitigen Tod hinweggerafft worden wäre, hätte er seine Absicht, ein Werk über die Musik zu schreiben, ausgeführt."

S. 50. Epikur lebte von 341 bis 270 v. Chr. Seit 306 wirkte er in Athen. Sein philosophisches System gipfelte im Begriff der Lust, ohne jedoch die aus sittlicher Handlungsweise entspringende innere Befriedigung auszuschließen. Die Stoiker betrachteten die Tugend als das höchste Gut. Die Akademie ist die Schule Platos, während die Peripatetiker von Aristoteles ausgehen. Die Cyrenaiker waren die Schüler des Aristipp aus Cyrene, eines Schülers des Sokrates, der, wie später Epikur, das Prinzip des vernunftgemäßen Lebensgenusses vertrat.

S. 53. Ödipus mit Bezug auf die Sage vom Rätsel der Sphinx.

S. 62. Gorgias wurde ungefähr 496 v. Chr. zu Leontini auf Sizilien geboren. 427 kam er als Gesandter nach Athen und erntete daselbst als Redner großen Beifall. Er erteilte in Athen gegen hohes Honorar Unterricht in der Rhetorik.

S. 63. Prodikus aus Ceos war der Zeitgenosse des Sokrates und des Xenophon. Letzterer überlieferte in seinen Erinnerungen an Sokrates des Prodikus Erzählung vom Herkules am Scheidewege.

Protagoras aus Abdera lebte zwischen 460 u. 410 und stand bei Perikles in hohem Ansehen.

Hippias aus Elis gehörte, wie die vorhergehenden Männer, zu den Sophisten, denen jedenfalls der Ruhm gebührt, die dialektischen, rhetorischen und grammatischen Studien erheblich gefördert zu haben.

Demetrius v. Phaleron stand von 317—307 an der Spitze des athenischen Staates. Er starb 283 in Alexandria, nachdem er fast auf allen Gebieten der Litteratur eine rege Thätigkeit entfaltet hatte.

S. 64. Außer dieser Schrift des Isokrates hat Agricola auch noch die dem König Nicocles von Cypern gewidmete Schrift über das Königtum übersetzt. Sie ist abgedruckt bei Alardus Luc. S. 236 ff.

S. 66. Alexander Hegius stammte aus dem Dorfe Heeck im Münsterlande. Er wirkte von 1469—1474 in Wesel am Niederrhein, dann in Emmerich und zuletzt in Deventer, wo er 1498 starb. Während Agricola kein praktischer Schulmann war, wirkte Hegius gerade durch seinen Unterricht am mächtigsten. Er besaß nicht nur ein reiches Wissen, sondern auch religiösen Sinn und hervorragende sittliche Eigenschaften. Vgl. Schiller, Gesch. d. Pädagog. S. 79.

S. 67. Dieser Friedrich ist wohl der Fraterherr Friedrich Mormann (gestorben 1482), von dem Agricola in einem Brief an Occo (Hartfelder S. 21) schreibt: „Er ist gelehrt und verfügt über eine sehr gewählte Darstellung. Für den Unterricht der Knaben ist er außerordentlich geeignet. Außerdem leistet er auf dem Gebiet der Lyrik mehr als mancher, der sich keine geringe Bedeutung beilegt."

S. 70. Z. 6 v. u. »magistri aut (ut nos dicimus) scholastici artium« ist der lateinische Ausdruck. Die sog. Artistenfakultät entspricht ungefähr dem modernen Obergymnasium. Die Lehrer derselben gehörten gleichzeitig meist anderen Fakultäten als Studenten an und benutzten, wie unsere Stelle zeigt, ihre freie Zeit zu ihrer weiteren Ausbildung auf philologisch-philosophischem Gebiet. Über diese Verhältnisse vgl. Paulsen in der historischen Zeitschrift von Sybel 1881 S. 385 ff.

Beatus Rhenanus schreibt an Ruser (Briefwechsel herausgegeben von Horawitz und Hartfelder. Leipzig 1886 S. 61) Agricola habe in Heidelberg die Briefe des jüngeren Plinius interpretiert und ihr Studium jedem, der nach einer schönen Darstellung strebte, als überaus gewinnbringend empfohlen, in der Überzeugung, daß die Sprache des Plinius kraftvoll, knapp, gedrängt und schön sei und Sorgfalt und Überlegung bekunde.

S. 72. Die Warnung vor dem Theologen und dem Physiker ist aus dem Bildungsideal der damaligen Humanisten zu erklären. Sie trifft in ihrem ersten Punkt nicht den Geistlichen als solchen, sondern den Vertreter der damals herrschenden entarteten theologischen Methode, der gerade den Anforderungen, die der Humanist an den höheren Unterricht stellte, nicht entsprach. Die Naturwissenschaft stand aber damals, verglichen mit der Blüte philologischer Gelehrsamkeit, zu niedrig und das

Interesse für dieses Gebiet war zu wenig allgemein, als daß sie eine ähnliche Stellung im höheren Unterricht hätte einnehmen können wie heutzutage.

Phönix war der Erzieher des Achilleus.

S. 73. Über seine dichterische Thätigkeit schreibt Agricola an Rusch: „Ich schicke Dir einige Verse, die ich im verflossenen Winter zu meiner Unterhaltung gemacht habe. Es ist nichts Besonderes und entspricht nicht dem hehren Namen der Musen. Wie hätte ich auch etwas Großes zustande bringen können? Woher sollten die Musen eine solche Vorliebe für Anstrengungen haben, daß sie die fast endlose Reise vom Parnaß nach dem Friesenland unternähmen? Denn „in das Friesenland" bedeutet an das Ende der Welt, in einen Landstrich, dem die Sonne nicht scheint, der Himmel nicht lächelt. Doch Du magst selbst sehen, wie meine Gedichte sind!" Die Gedichte Agricolas füllen die letzten 30 Seiten in der Ausgabe des Alardus. Darunter befindet sich auch (S. 293) das Gedicht an Cribellius, auf welches Pfeiffer Serapeum X S. 119 aufmerksam macht.





